Helene.

Ein Frauenleben.

Roman

in drei Bänden.

Von

Robert Prutz.

Erster Band.

1856.

Prag & Leipzig.

Expedition des Albums.

Inhalt.

Vorwort.

Erstes Buch.

Aus dem Tagebuche.

Zweites Buch.

Eine Kindheit.

Drittes Buch.

Der alte Herr.

Vorwort.

An K. F. in B.

Sie haben sie gekannt, lieber Freund, die ehrwürdige, die vortreffliche Frau, aus deren Nachlaß diese Blätter stammen; gleich mir, war es Ihnen vergönnt, Jahrelang in der Nähe der Vereinsamten zu leben und sich zu wärmen an den Strahlen, welche dieser schöne bleiche Stern auch noch im Untergange verbreitete.

Für Sie also bedarf das Buch keiner Empfehlung; Sie wissen, was wir an der Theuren besaßen, was wir an ihr verloren; ist in diesem Buche nur ein Hauch, nur ein Schatten ihres Wesens zurückgeblieben, so wird auch dieser Hauch, dieser Schatten genug sein, es Ihnen lieb und werth zu machen.

Freilich werden Sie auch manches Unerwartete darin finden. Mit welcher Deutlichkeit in diesem

Augenblick wieder das Bild unserer geschiedenen Freundin vor mich tritt! Ich sehe die zarte schlanke Gestalt, der selbst das Alter nichts von ihrer Hoheit und Grazie hatte nehmen können; ich sehe das feine stille Lächeln, das die blassen Lippen umschwebte und das so wunderbar gut stand zu dem ehrwürdigen Schnee, mit dem das dichte blonde Haar sich bedeckt hatte; ich sehe das tiefe braune Auge voll jugendlichen Glanzes, mit diesem unbeschreiblichen Ausdruck von Wohlwollen und Güte, einer Güte, welche, gleich der Sonne Gottes, stets dieselbe war gegen Gerechte und Ungerechte; ich höre den leisen weichen Tritt, mit dem sie einherschritt in unermüdlicher Thätigkeit, überall schaffend, überall Rath, Trost, Hilfe spendend; ich höre, ich höre jene Stimme voll unendlichen Wohllauts, die sich so sanft, so mild an das Herz des Hörers schmiegte, daß selbst der Verstockteste ihr nicht widerstehen konnte . . .

O mein theuerer Freund, wie oft haben wir dies und Anderes an unserer Freundin bewundert! wie oft haben wir ihr Alter glücklich gepriesen, das so friedlich, in so schönen, so harmonischen Schwingungen dahin floß! Meine Bewunderung, ich gestehe es, war nicht immer ganz ohne Eigennutz; es gab, wie Sie wissen, in der Nähe unserer Freundin noch

ein jüngeres Wesen, das mein Herz schon damals gefesselt hielt und das seitdem, mit ihrem Segen und mit diesen Geheimnissen ihres Lebens, als köstlichstes Erbtheil auf mich übergegangen ist. Aber auch Sie, mein Freund, sonst ein so nüchterner, so scharfsichtiger Beobachter, auch Sie fühlten sich von dem stillen Walten unserer Freundin wundersam ergriffen und gestanden mir oftmals mit begeisterten Worten, daß dies die liebenswürdigste, die vollkommenste Matrone, die Sie in dem bunten Lauf Ihres Lebens jemals kennen gelernt . . .

Kam Ihnen damals wol je der Gedanke, hätten Sie es für möglich gehalten, theurer Freund, daß dieses anscheinend so friedliche, so klare Leben einst von so furchtbaren Stürmen erschüttert war? Wir wußten nur von äußeren Unglücksfällen, welche unsere Freundin betroffen; wir wußten nur von der furchtbaren Ernte, welche der Tod in ihrer Umgebung gehalten und blickten daher mit doppelt ängstlicher Rührung auf jenes liebliche, jenes frühlingsgleiche Kind, das ihr als die einzige Freude ihres Lebens, der einzige Stab ihrer Hoffnungen zurückgeblieben war. Und doch schlummerten auf dem Grunde dieses scheinbar so gleichmäßigen Daseins noch andere, noch schrecklichere Erinnerungen; die Wunden, welche

der Tod geschlagen, waren bei Weitem nicht die schmerzlichsten, aus denen dies Herz einstmals geblutet. Dies Auge, das jetzt so klar, so friedlich leuchtete, ein wahrer Spiegel der Seele — ahnten Sie, daß es einst überfloß von verzweifelnden Thränen, Thränen der Reue und des Schmerzes über sich selbst? Diese feine weiße Hand, die nur geöffnet war, um Andern Gutes zu thun — hätten Sie es für möglich gehalten, daß sie einst krampfhaft nach dem Herzen zuckte und in sprachlosem Jammer dieselben Locken zerraufte, die uns jetzt so ehrwürdig, so heilig erschienen?!

Das menschliche Herz ist unergründlich; wir leben an einander hin, Jahrelang, ja ein ganzes Leben, und erst wenn es zu Ende ist und das Grab mit seinen Schauern hat sich auf ewig zwischen uns gedrängt, dann erst geht uns eine schmerzliche Ahnung auf, wie wenig wir einander verstanden, wie wenig wir gethan haben, die geheimen Schmerzen des Andern aufzuspüren und zu lindern. Es ist einer der niederschlagendsten Gedanken, die mich zuweilen beschleichen, daß oft gerade diejenigen, die einander am nächsten stehen und sich am liebsten haben, bei alledem eine so ängstliche Scheu hegen, gewisse geheime Tiefen des Herzens vor einander aufzuschließen; man ruht in dem allge-

meinen Bewußtsein gegenseitiger Zärtlichkeit, man fürchtet die Aufregung, man will dem Andern keinen Schmerz bereiten — und bereitet ihm den allergrößten: nämlich daß wir von ihm scheiden für ewig und haben uns von ihm nicht so lieben und nicht so viel Gutes von ihm erweisen lassen, wie er gekonnt hätte und ach so gern gewollt!

Auf unsere Freundin paßt dies nur zum Theil. Sie hatte ihre Schmerzen durchgekämpft, die Wunde ihres Herzens hatte sich geschlossen, so fest, daß selbst das Auge der Freundschaft keine Narbe mehr entdekken konnte. Ergebung in den Willen der Vorsehung, unermüdliche Thätigkeit, ein durch nichts zu erschütternde Glaube an die Zukunft, verbunden mit dem Bewußtsein der eigenen sittlichen Läuterung, gaben ihr eine Stärke, die den Trost der Freundschaft entbehrlich machte.

Und das eben ist es, wodurch dieses Leben mir so merkwürdig, so verehrungswürdig erscheint. Ist das menschliche Herz unergründlich, Gottlob, so ist es auch unerschöpflich und unverwüstlich. Wir haben vielleicht nicht die Kraft, oder haben sie nicht immer, uns vor dem Falle zu bewahren: aber auch dem verirrten Herzen, so lange es sich nicht gewaltsam gegen seine eigene bessere Mahnung verschließt, wohnt

noch eine Kraft bei, die es in den Stand setzt sich von seinem Falle wieder aufzurichten und ein neues glücklicheres Dasein zu beginnen. Es ist kein Leid so groß, kein Irrthum so peinlich, ja selbst keine Schuld so schwer, daß ein ernster fester Wille sie nicht dennoch überwinden könnte. Glücklich die reinen, kindlichen Seelen, welche die Woge des Lebens so leicht dahin trägt, daß kein Stäubchen jemals ihre luftigen Schwingen befleckt! Aber wenn wir jene glücklich preisen, so wollen wir auch Ehrfurcht haben vor den minder glücklich organisirten, den leidenschaftlicheren Gemüthern, die eben deshalb den Gefahren des Lebens mehr ausgesetzt sind und sich erst durch Untiefen und Klippen, durch Stürme des Schicksals wie des Herzens, durch eigene wie durch fremde Schuld, hindurcharbeiten müssen zu einem friedlichen, glücklichen Ende. Jene können wir blos bewundern, diese aber, die Vielgeprüften, uns so ähnlich in ihrer Schwachheit und dabei doch so stark in dem Kampfe gegen sich selbst und das eigene widerspenstige Herz — diese dürfen wir lieben, zu diesen fassen wir Vertrauen, unter diesen suchen wir unsere Freunde und Rathgeber.

Und in der That liegt in ihrem Leben eine köstliche Lehre: nämlich diese, daß der Mensch in

allen Irrgängen des Lebens, bei allen Niederlagen, die wir durch das Schicksal und den noch viel schmerzlicheren, die wir durch uns selbst erfahren, niemals den Glauben aufgeben soll an die angeborene sittliche Kraft und jenen Funken des Göttlichen, den die Vorsehung in uns gelegt hat und den Niemand ersticken kann — als wir selbst.

Das ist denn auch hauptsächlich der Grund, weshalb ich mich, nicht ohne Zaudern, entschlossen habe, die nachfolgenden Blätter zu veröffentlichen. Es sind keine spannenden Abenteuer, keine neuen und überraschenden Charaktere, keine pikanten und glänzenden Gedanken, welche der Leser darin findet: es ist nur der schlichte Lebenslauf einer Frau, deren früheste Kindheit von Verhältnissen umgeben war, welche die gleichmäßige Ausbildung ihrer geistigen und sittlichen Kräfte verhinderten, und die daher auch späterhin, als der Strom des Lebens die Widerstrebende ergriff, mannichfache Kämpfe bestehen und vielfach irren und fehlen mußte, zuweilen gerade da am bittersten, wo sie es am besten gemeint hatte: bis sie endlich durch Muth und Entsagung sich hindurch rang, nicht blos zu jenem äußeren Frieden, sondern auch zu jener inneren Klarheit, jener Heiterkeit und Ruhe der Seele, durch die der Abend

ihres Lebens so wohlthuend ward und so erquicklich für Alle, die ihr jemals nahe kamen.

Ich glaube, daß diese einfache Geschichte bei alledem einiges Lehrreiche hat; fehlt ihr die Spannung des Romanes, so soll doch, hoffe ich, von den ursprünglichen Aufzeichnungen unserer Freundin noch immerhin so viel übrig geblieben sein, um den Leser durch eine gewisse Wahrheit des Erlebten, sowie durch die Tiefe und Treue der Empfindungen zu entschädigen. In dem täglichen Leben unserer Frauen, wie es dahin schleicht zwischen verwegenster Poesie und kleinlichster Prosa, zwischen Hoffnung und Entsagung, zwischen großen Erwartungen und noch größeren Enttäuschungen, zwischen kleinen Leiden und noch weit kleineren Freuden, zwischen Irrthum, Leidenschaft und schmerzlicher Erkältung — in diesem alltäglichen, unscheinbaren Leben liegt, wenn ich nicht irre, ein Schatz von Poesie, der noch lange nicht gehoben ist. Auch sind, wie es mir scheinen will, nicht diejenigen die wahren Anwalte der Frauen, die da behaupten, daß zwischen Mann und Weib kein Unterschied der Fähigkeiten und daß dem Weibe daher auch alle Rechte und Beschäftigungen des Mannes zustehen müßten: sondern diejenigen, glaube ich, sind es, welche die Eigenthümlichkeit der Frauen, das,

wodurch sie sich von den Männern unterscheiden, also ihre raschere Empfänglichkeit, die größere Beweglichkeit ihres Geistes, die lodernde Wärme ihrer Empfindungen, die Kraft ihres Duldens, die Tiefe und Treue ihrer Neigung, hervorzuheben und darzustellen suchen.

Ja selbst ihre Schwächen sollen nicht verschleiert werden; bei weitem der größte Theil derselben wurzelt in der weichen, hingebenden Natur des Weibes, es sind Fehler, die bei richtiger Leitung sich umgekehrt zu ebenso viel Tugenden würden entwikkelt haben und bei deren Anblick daher wir Männer, die wir uns den Frauen an Einsicht und Stärke des Willens so unermeßlich überlegen glauben, statt kurzweg den Stab zu brechen, vielmehr an die Brust schlagen und uns erinnern sollten, was wir dem ‚schwachen' Geschlechte schuldig und daß man nur da Liebe und Treue ernten kann, wo man Liebe und Treue gesäet hat. —

Ich kann nicht schließen, theurer Freund, ohne Ihnen zuvor noch eine kurze Rechenschaft abzulegen über das Verhältniß, in welchem ich persönlich zu den nachfolgenden Blättern stehe. Ich bin blos der Herausgeber, nicht der Verfasser; doch hat die eigenthümliche Beschaffenheit der Handschrift mich allerdings stellenweise genöthigt, den Befugnissen des

Herausgebers eine etwas weite Auslegung zu geben. Daß unsere Freundin keine Schriftstellerin war, ist Ihnen zur Genüge bekannt. Im Gegentheil, sie betrachtete es als kein günstiges Zeichen für das Glück unserer Ehen und den Frieden unseres häuslichen Lebens, daß jetzt so viele Frauen zur Feder greifen; sie schloß daraus, ich lasse dahin gestellt mit wie viel Recht, auf zahlreiche unglückliche oder doch unbefriedigte Ehen, auf gepreßte Herzen, die endlich verzweifelnd in die ungewisse Ferne greifen, weil sie in der Nähe kein Ohr finden, das sie versteht, auf früh geknickte Hoffnungen, auf Ideale und Träume, über die der Frost des Lebens dahin gestreift ist mit unbarmherziger Hand und denen nun wenigstens in der Poesie noch ein dürftiger Nachsommer erblühen soll. Einer Frau von der Klarheit, der Einsicht und der Festigkeit des Willens wie unsere Freundin, werden Sie nicht die Inconsequenz zutrauen, daß sie selbst thut, was sie an Anderen bedenklich findet; wenn sie also den Herbst ihres Lebens benutzte, die Erinnerungen ihrer Jugend aufzuzeichnen, so that sie dies nicht aus schriftstellerischer Eitelkeit, noch um ein Buch zu schreiben, sondern, wie Sie aus den Tagebuchblättern ersehen, die ich zu diesem Zwecke vorangestellt habe, lediglich aus mütterlicher Zärtlichkeit

und um dem geliebten Wesen, das die ganze Freude ihres Alters bildete, ein Pfand des Andenkens, einen Spiegel der Warnung, der Lehre zu hinterlassen.

Die Handschrift ist in großen Zwischenräumen, unter vielfachen Unterbrechungen und Störungen abgefaßt; unsere immer thätige Freundin, das Orakel der Umgegend, der allgemeine Trost und Rath für Alle, die des Beistandes bedurften, hatte nur selten eine Stunde übrig, die sie diesen Blättern widmen konnte. — Auch tragen ihre Aufzeichnungen eine völlig unliterarische Gestalt; es sind einzelne, zum Theil abgerissene Blätter, selbst der Faden der geschichtlichen Erzählung mußte an manchen Stellen erst aus dem Zusammenhange des Ganzen hergestellt werden. Mit einem Wort: es war kein Buch, das man der Lesewelt bieten konnte, höchstens das Material zu einem Buche. Ich habe den Muth gehabt, dies Material zu benutzen; die Anordnung des Ganzen, die Eintheilung in Bücher und Capitel, die Ueberschriften, kurz Alles, was dem Handwerk angehört, Alles, was an den Schriftsteller erinnert, ist meine Zuthat, für die ich hiemit die volle und alleinige Verantwortung übernehme.

Und so gehe das Buch denn zu Ihnen, lieber

Freund, als eine Erinnerung an schöne, glückliche Stunden, die in dieser Vollständigkeit niemals wiederkehren. Denn das Grab giebt Keinem zurück und so wird auch die Stätte, welche unsere Freundin bei ihrem Heimgang leer gelassen, nie wieder besetzt werden, in unserem Hause so wenig wie in unseren Herzen. Wo das Ihre bei den folgenden Blättern schneller schlägt, lieber Freund, wo Ihre Wange sich von Mitempfindung röthet, oder wo sich Ihrem scharfen Blicke eine neue Falte des menschlichen Herzens entschleiert, da seien Sie gewiß, daß der Geist unserer Freundin Sie anweht. Alles dagegen, was an dem Buche mißlungen oder fehlerhaft erscheint, schreiben Sie lediglich dem Herausgeber zu und ertragen es mit der Nachsicht, die Sie mir ja schon so oft und bei noch wichtigeren Gelegenheiten erwiesen haben.

Erstes Buch.

Aus dem Tagebuche.

Erstes Capitel.

Das Gewitter.

Das Gewitter, das den Himmel seit einer Reihe von Stunden in ein wahres Flammenmeer verwandelt hatte, war endlich vorüber; nur vom Gebirge her zuckten noch einzelne falbe Blitze über das herbstliche Gefilde.

Je später im Jahre je schwerer die Gewitter; das ist eine alte Bauernregel und auch unser Martin, der Gärtner, dem seine siebenzig Jahre freilich ein gewisses Recht geben sich für ein Stück Wetterprophet zu halten, hat sie von jeher eifrigst vertheidigt. Nun, heute kann er triumphiren; es war wirklich eins der heftigsten Gewitter, deren ich mich erinnere, und so tapfer die kleine Helene sonst auch ist, so

hatte ich doch unter diesem Zucken der Blitze, diesem Krachen des Donners, diesem Tosen des Sturmwindes, der das Haus bis in den Grund erschütterte, einige Mühe sie guten Muthes zu erhalten.

Dem alten braven Martin aber, fürchte ich, wird sein heutiger Triumph etwas theuer zu stehen kommen. Zwar ist, wie mir zu meiner Freude von allen Seiten bestätigt wird, der Schaden in der Umgegend nicht so groß als ich Anfangs fürchtete; der Segen der Felder befindet sich längst unter Dach und Fach, das Obst ist von den Bäumen genommen und so hat die Wuth der Elemente im Ganzen nur wenig gefunden, was sie vernichten konnte. Nur mein Garten, diese geliebte Zuflucht meiner einsamen Stunden, scheint ein wenig gelitten zu haben; lang hingestreckt am Abhange des Berges, lag er für Sturm und Regenfluthen völlig offen und hatte den ersten und heftigsten Angriff auszuhalten. Dem alten Martin standen die Thränen im Auge, da er mir die Verwüstung schilderte: „So viel Mühe und Kosten,“ murrte er, „ein so glückliches Jahr im Uebrigen, und nun in den letzten Herbsttagen, dicht vor Winter, noch dieses Unglück ....“

Ich machte ihn aufmerksam auf die Undankbarkeit, die in seinen Worten enthalten war, und

suchte ihn damit zu trösten, daß, was die Natur vernichtet, auch allemal von der Natur wieder hergestellt wird.

Doch wollte er von keinem Troste wissen. Namentlich konnte er sich über die Verwüstung unserer kleinen Baumpflanzungen nicht zufrieden geben. Gras und Blumen, meinte er, wüchsen schon wieder, aber so ein Baum, das sei allemal wie ein Stück Menschenleben. Neue Bäume könne er wohl pflanzen, o ja; aber er zähle siebenzig Jahre und was ihm ein Baum nütze, den er nicht mehr in Blüthe sehen solle?

Ich kenne diese Art der Leute zu gut, um weiter mit Vorstellungen in ihn zu dringen; ein siebenzigjähriges Leben darf wohl auch für seine Irrthümer und Launen ein wenig Nachsicht fordern. Ich entließ ihn also mit dem Versprechen, mich, sobald das Wasser sich ein wenig verlaufen, alsbald selber auf die Unglücksstätte zu begeben und die Verwüstung in Augenschein zu nehmen; theils wußte ich, daß dies die beste Art war, ihn auf andere Gedanken zu bringen, theils wünschte ich auch noch über Nacht auf Mittel und Wege zu denken, wie dem Schaden in möglichster Kürze abzuhelfen.

Der Abend dämmerte bereits, als ich kam, meinen Vorsatz auszuführen.

Und allerdings, das war ein kläglicher Anblick! Die wilden Wasser, von der Höhe des Berges niederstürzend, hatten die Umfassungsmauer an verschiedenen Stellen durchbrochen und meine zierlich eingefaßten Beete, meine schönen wohlgepflegten Rasenplätze mit Schlamm und Steinen überschüttet. Meine schlanken hochstämmigen Rosen, die ich mit eigener Hand gepflanzt, waren geknickt, die junge Kirschpflanzung, die wir erst im vorletzten Herbste angelegt, lag hingestreckt, reihenweise, wie die Soldaten in der Schlacht. Ach und was war aus meinem geliebten Rebengang geworden, dessen Schatten mich so oft gastlich empfangen hatte! Die Gewalt des Windes hatte die Spaliere niedergeschmettert, die schönen dichten Ranken mit den breiten grünen Blättern lagen zerknickt am Boden oder flatterten ängstlich in der Luft, wie das Nothsegel eines scheiternden Schiffes; die röthlichen Trauben, die nur noch weniger sonniger Tage bedurft hätten, uns mit ihrem Saft zu erquikken, waren vom Regen zerschlagen und zerdrückt. Von der Hollunderlaube, dem Lieblingsplatz meiner Helene, wo ich so manchen Abend mit ihr verdämmerte, war nichts geblieben als ein wüstes unansehnliches Gestrüppe. Selbst die Terrasse in der Mitte des Gartens, wo sich die Aussicht auf das gegenüberliegende

Gebirge öffnet, war kaum wieder zu erkennen; die Rasenbekleidung war hinweggespült, einzelne Quadern hatten dem Druck des feuchten Erdreichs nachgegeben, der Boden war hie und da gespalten und gähnte mich an, schwarz und finster, gleich einer offenen Gruft.

Es war wie gesagt ein trübseliger Anblick; eine Stadt vom Feinde geplündert, kann nicht wüster, nicht schauerlicher aussehen . . .

Soll ich meine Schwäche gestehen? Den alten ehrlichen Martin hatte ich trösten wollen und nun fühlte ich von der Größe dieser Zerstörung mich selbst aufs schmerzlichste ergriffen. So viel Jahre, dachte ich, hast Du diese Stätte gepflegt und gewartet, so viel ernste und schwere Stunden Deines Lebens, so viel Seufzer und Träume waren mit diesen Bäumen, diesen Blumen verwachsen — und nun haben wenige Stunden genügt, das Alles in Trümmer zu werfen?!

Eine unnennbar trübe Stimmung überkam mich, eine jener Stimmungen, unter deren ehernem Druck ich früher gezittert hatte, wo das Leben uns aschfarben erscheint und aller Muth, alle Hoffnung aus dem gepreßten Herzen entwichen sind. Dazu hing der Himmel noch dicht voll Wolken, einzelne große Tropfen, die Nachzügler des abschiednehmenden

Gewitters, schlugen mir schwer und kalt ins Gesicht, während ein eisiger Hauch mich durchfröstelte. Ist dies, mußte ich mir selbst sagen, nicht vielleicht ein Bild Deines Lebens? Glaubtest Du nicht auch, Deine stillen sonnigen Herbsttage wären gekommen? Und lauert nicht vielleicht auch an Deinem Horizont schon das verspätete Gewitter, das alle Deine Saaten vernichten, Deine Hoffnungen zerstören wird? Ist der Frieden der Natur solch gebrechlich Ding und Du Thörin wähntest, der mühsam errungene Friede Deines Herzens werde von festerer Dauer sein? Wo sind nun die Blumen, die Du säetest, die Früchte, die Du pflanztest? Hat alle Deine Sorgfalt sie vor einem schmählichen Untergange bewahren können? Und wer bürgt Dir, daß die Saat von Liebe und Wohlthun, die Du auszustreuen bemüht bist, besser aufgehen und glücklicher gedeihen wird? —

Ich mußte an Dich denken, meine Helene — o Du, zwar nicht das Kind meines Leibes, aber darum nicht weniger das Kind meiner Liebe! Zarte Menschenknospe, in deren jugendlichem Keime Alles zusammengefaßt liegt, was ich vom Leben, ja über das Leben hinaus noch wünsche, hoffe, fordere! Mein Herz hält Dich umschlungen mit hunderttausend Fäden, wie der mütterliche Boden die Pflanze festhält,

die er trägt; wenn ich das Leben noch dulde, wenn ich die Dämonen der Vergangenheit, die so oft mit tödtlichem Griff nach meinem Herzen krallten, gebändigt habe, wenn ich mich selbst zu überreden suche, ich könne noch wieder thätig, nützlich und also auch glücklich sein — um wen ist es Alles geschehen als um Dich? Und nun sehe ich es aus diesen zerknickten Zweigen und sehe es aus den zerblätterten Blumen und höre es aus dem Pfeifen dieses Abendwindes, daß auch Du nur eine Knospe bist wie andere und daß auch Dein Leben nur ein Leben sein wird wie Menschen es führen: das heißt ein Leben voll Sturm und Gewitter, voll Widerspruch und Täuschung, ein Leben unter dem Beil des Henkers, voll Kampf, Irrthum und Schuld! — —

Es muß ziemlich lange gewesen sein, daß ich so gestanden habe, in schmerzliche Gedanken versunken, als plötzlich ein leuchtender Strahl mein Auge berührte und ein leiser zärtlich girrender Laut an mein Ohr traf. Ich fuhr in die Höhe — der Wolkenschleier, der den Himmel verdüstert hatte, war zerrissen und hell und klar, ein goldener Feuerball, neigte die Sonne sich dem Untergange zu, während an der entgegengesetzten Seite die silberne Sichel des Mondes langsam in die Höhe stieg. Ich blickte seitwärts

zu meinen Füßen — und siehe da, ein Hänflingsnest schaukelte sich wohlbehalten zwischen den Zweigen eines umgestürzten Baumes; es war offenbar mit der Krone desselben heruntergeschleudert worden, aber so glücklich war der Sturz gewesen, daß weder der zarte Bau, noch seine luftigen Bewohner irgend einen Schaden dabei erlitten hatten. Die Jungen streckten die kleinen nackten Schnäbel piepsend über den Rand des Nestes; die Mutter saß daneben und theilte sorgfältig die Bissen aus, welche das eifrig hin- und herfliegende Männchen unter lustigem Gezwitscher herbeibrachte.

Der Anblick des unbeschädigten Nestes mitten in der allgemeinen Zerstörung ergriff mein Herz mit wundersam tröstender Gewalt; ich dachte noch einmal an Dich, o meine Helene, und fühlte wie der Krampf sich löste, der meine Seele umklammert hielt . . . .

Inzwischen war die Sonne tiefer und tiefer gesunken; ein rosiger Schein verklärte Himmel und Erde. Der Regen tropfte nur noch leise, langsam von den zerknickten Aesten, wie ein Auge, das sich ausgeweint hat und nun unter den letzten Thränen friedlich entschlummert. Die Wasser hatten sich verlaufen, der feste Grund trat wieder hervor; mein

Auge fiel auf ein Asternbeet, das mitten im Sturm unversehrt geblieben war und die Verwüstung kam mir nicht mehr halb so arg vor, als wenige Minuten vorher.

In diesem Augenblick kam auch der alte Martin; er hatte sich nach seiner Art den Aerger vom Leibe geredet und fand nun auch, daß der Schaden nicht gar so groß, wie er Anfangs gedacht hatte. Ich suchte ihn in dem guten Glauben zu bestärken und empfahl ihm, für das Hänflingsnest Sorge zu tragen. Indem ich durch die Gartenthür schritt, blickte ich noch einmal zum Himmel empor; die Sterne traten deutlich aus der Dämmerung und ein wundersamer Frieden, als müßten nun alle Stürme auf ewig vorüber sein, ergoß sich in meine Seele.

Zweites Capitel.

Helene.

Schon auf der Treppe kam mir Helene entgegen; mein langes Ausbleiben hatte sie ängstlich gemacht. Nach ihrer schmeichlerischen Weise zog sie mich in das Zimmer, in die trauliche Ecke zwischen

den Epheuwänden, wo man die doppelte Aussicht auf das Gebirge und in die Ebene hat; ich konnte von hier aus mit Einem Blicke die scheidende Sonne sehen, die nur noch wie ein rother Stern im Aether schwamm, und zugleich den Mond, der immer heller und siegreicher emporstieg. Sein lieblicher Schein stahl sich ins Fenster, lief an den Epheuranken in die Höhe und ruhte dann auf jenen Bildern aus, den Erinnerungszeichen vergangener Jahre, mit denen ich diese meine Lieblingsstätte geschmückt habe.

Helene hatte sich zu meinen Füßen gekauert; ihre großen klaren Augensterne schienen im Mondlicht noch einmal so hell; ohne sie anzublicken, mit halb geschlossenen Augen, fühlte ich doch deutlich, mit welcher Innigkeit, welcher treuen reinen Kindesliebe sie auf meinem Antlitz ruhten.

So saßen wir lange Zeit, ohne ein Wort zu sprechen; die Geister der Vergangenheit wurden wach und nahmen mich gefangen in ihren magischen Netz. Aber sie zeigten keine drohende Miene mehr, ihr Angesicht war klar und mild wie der Abendhimmel, ihre Häupter neigten sich, blaß, aber friedlich, wie der Mond dort oben, der so still, so lächelnd auf uns hernieder schien.

Endlich erinnerte ich mich an das Kind zu

meinen Füßen; die lange bange Stille mußte ihm unheimlich werden. Ich raffte mich also zusammen und fing an ihm allerhand schöne Geschichten und Märchen zu erzählen, wie es unsere Gewohnheit ist in der Dämmerstunde: vom Rothkäppchen, vom Einäuglein und Zweiäuglein, vom schönen Dornröschen und dem edlen Prinzen, der es erlöste.

Das Kind ist sonst unermüdlich im Anhören solcher Geschichten; nur heute zeigte sie keine rechte Aufmerksamkeit dafür, ihr Auge schweifte unruhig zu den Bildern, die in der ungewissen Beleuchtung fast aus ihren Rahmen zu steigen schienen, und dann wieder wandte sie es zu mir, so ernsthaft fragend, so andächtig bittend, als wollte sie auf dem Grunde meiner Seele lesen.

„Aber meine Helene ist müde?" fragte ich endlich, „meine Geschichten gefallen ihr nicht mehr?"

Das Kind schüttelte das Köpfchen mit jener wunderlichen Bedächtigkeit, die uns schon so oft an ihm in Erstaunen setzte.

„Müde bin ich nicht," sagte sie, „sieh nur her, meine Augen sind noch ganz klar und wacker und auch Deine Geschichten sind so gut wie sie immer gewesen sind; Rothkäppchen war ein braves Kind und daß es von dem Kuchen nichts aß, den es

der Großmutter bringen sollte und begnügte sich mit seinem trockenen Brödchen, das hat mir immer sehr gefallen von ihm. Aber ...."

Das Kind verstummte und spielte mit großer Ernsthaftigkeit an den Fingern, wie sie alle Mal thut, wenn sie in eine gelinde Verlegenheit gerathen ist.

„Aber?" fragte ich —

Statt aller Antwort sprang das Kind in die Höhe, schlang die kleinen runden Arme fest um meinen Nacken und das glühende Gesichtchen dicht an meine Brust pressend:

„Aber es sind doch nur Märchen," flüsterte sie, „Geschichten von Menschen, die längst todt sind oder auch vielleicht niemals gelebt haben. Ich aber bin nicht mehr so kindisch wie Du denkst, ich möchte wissen" ...

Sie stockte aufs neue und wühlte ihr Gesichtchen immer tiefer in meinen Schooß.

Die seltsame Aufregung des Kindes versetzte mich in Unruhe. Doch schien es mir das Gerathenste, dem Gange ihrer Empfindungen nachzufolgen.

„Und was möchtest Du wissen?" wiederholte ich, indem ich ihr das Köpfchen leise in die Höhe

richtete und ihr die süßen goldenen Löckchen aus der Stirn strich; der Mond fiel voll auf das runde frische Angesicht und ich war nun gewiß, daß wenigstens eines jener Gemälde allerdings lebendig geworden war.

Die Gedanken des Kindes schienen sich mit den meinigen zu begegnen; es entschlüpfte meiner Umarmung und auf die Bilder uns gegenüber deutend:

„Da,“ rief es, „sind meine Märchen! da sind die Geschichten, die ich hören will! Du bist mir Vater und Mutter, ich weiß es, und will nie andere Eltern haben. Aber ich weiß auch und Du selbst hast mir gesagt, daß ich einmal andere Eltern gehabt habe — dort, den Mann mit den braunen krausen Locken, und die bleiche Frau daneben mit den sanften stillen Augen — von ihnen erzähle mir! von meinen Aeltern erzähle und von dem fernen fremden Lande, wo ich geboren bin und von wo sie mich zu Dir gebracht haben, ein armes kleines Storchkind, das elendiglich hätte verschmachten müssen, wenn es nicht in Dir, o Du Gute, einen neuen Vater und eine neue Mutter gefunden hätte! Ich liebe Dich — aber ich liebe auch den alten Vater — ich mag keine Märchen und Geschichten mehr — von meinem Vater will ich hören, von

meinem Vater!!" rief die Kleine, indem sie sich schluchzend in meine Arme warf.

Und wäre jetzt wirklich eines der Bilder herabgestiegen und hätte mich angeweht mit Geisterathem, es hätte mich nicht so erschüttern können wie dieser Auftritt. Wie war mir denn? Hatte die Zeit stille gestanden seit vierzig Jahren? war alles Leid und Weh dieser langen Jahre nur ein Traum gewesen? und war ich das nicht selbst, die da vor mir stand, im Kinderröckchen, und drückte die Händchen gegen die Augen und rief: ich will von meinem Vater, von meiner Mutter hören?! Soll denn Alles im Leben sich nur ewig wiederholen? Ist mit meinem Namen und mit meiner Liebe auch mein Schicksal auf diese unschuldigen Scheitel übergegangen? Und soll die Gegenwart mir nur ewig das ruhelose, nimmersatte Gespenst der Vergangenheit bleiben? Ja, wie dieses Kind habe auch ich einst gerufen, gleich ihm pochte ich, halb aus Zärtlichkeit, halb aus kindischer Neugier, an die verschlossenen Herzen — welche Antwort ward mir? Und da mir überhaupt eine Antwort ward, was machte sie aus mir?!

Meine Bestürzung war so groß, daß sie der Kleinen unmöglich entgehen konnte. Den wahren Grund derselben errieth sie natürlich nicht: doch

suchte sie mich nach ihrer gutmüthigen Weise zu beruhigen.

„Ich liebe Dich ja ganz gewiß,“ sagte sie, indem sie vor mich hinkniete und die kleinen Arme schmeichelnd um meine Füße schlang: „Ich liebe Dich ja ganz gewiß und Dich allein; ich habe auch gar keine Sehnsucht mehr nach dem fremden Lande — es muß ein garstiges Land sein, weil sie da meine schöne Mutter und meinen guten großmüthigen Vater in die dunkle Erde verscharrt haben — Ich will bei Dir bleiben ewige Zeit, Du sollst meine Mutter sein und mein Alles und ich Deine Helene und Dein Alles und nie soll sich ein Dritter zwischen uns stellen. Aber eben deshalb, weil ich Dich liebe, sollst Du mir nicht immer blos von Rothkäppchen und Dornröschen erzählen, sondern von Dir selbst sollst Du mir erzählen, von vergangenen Tagen, wo Du noch jung und lustig und diese Bilder noch lebendig waren . . . .“

Ich suchte das Gespräch abzubrechen, indem ich die Kleine erinnerte, daß die Stunde gekommen, wo sie sich zur Ruhe zu begeben pflegt.

Aber vergebens! Haben wir Erwachsenen doch, die wir gehärtet sind in der Schule des Lebens und deren ganzes Studium von früh an dahin gerichtet

ist, zu schweigen, wenn wir sprechen möchten, und zu lächeln, wenn uns die Thränen in die Augen steigen — haben wir doch unsere Stunden, wo das Herz sich nicht länger meistern läßt und der langverhaltene Strom der Empfindung unwiderstehlich durch alle Dämme bricht; sollte ein Kind denn stärker sein? So überraschend mir der Vorgang war, so war er doch offenbar keine bloße Geburt des Augenblicks; meine kleine Helene hatte diese Gedanken offenbar schon unzählige Male im Köpfchen hin- und hergewälzt, unzählige Male waren sie ihr auf die Lippe getreten; was jetzt losbrach, wie ein Bach, der seine Ufer übersteigt, diese strömenden Thränen, diese Fluth von Fragen und Ausrufen, hatte offenbar schon seit Langem auf der Tiefe ihres kleinen Herzens gebraust und gegohren. Mit Schaudern erinnerte ich mich an die schlaflosen Nächte, die ich einst in demselben Alter über denselben Geheimnissen zugebracht; ich fühlte den erstickenden Schmerz, mit dem ich damals gerungen, wenn die verbotene Frage mir auf der Zunge brannte und ich mußte sie wieder hinunterschlucken, ohne Antwort, ohne Trost. Ein unendliches Mitleid ergriff mich und obwohl ich mir sagen mußte, daß die kleine Helene sehr viel glücklicher war als ich es dereinst gewesen, indem hier nichts

von jenen Geheimnissen obwaltet, die meine Jugend verdüsterten und ihren finstern Schatten noch weit, weit bis in die Mitte meines Lebens warfen, so konnte ich doch nicht umhin meine Thränen mit den ihren zu vermischen.

Das Kind reckte sich in die Höhe, um sie mir vom Gesichte zu küssen.

„Siehst Du," sagte sie, „nun weinst Du schon wieder — denkst Du denn, ich habe nicht gesehen, wie oft Du vor diesen Bildern weinest? Meinst Du, ich habe Dich nicht belauscht, wie Du die Arme gegen sie breitest und Seufzer ausstößst, ach so schmerzliche Seufzer, daß ich weinen muß, so wie ich daran denke? Du bist so sanft, so gut, alle Leute segnen Dich — warum weinst Du denn? Was hast Du, daß Du zuweilen so traurig wirst und schickst Deine kleine Helene hinaus und ich sehe nur durch die Thürspalte, wie Du die Hände ringst und Dein liebes Gesicht in Thränen badest? Der finstere Mann dort mit dem schwarzen buschigen Haar, rechter Hand vom Vater — Du hast mir gesagt, es wäre Dein Mann gewesen und das bleiche blasse Kind war Dein Sohn — warum sieht Dein Mann so finster aus? Was soll die schwarze Schleife an dem Rahmen? Und warum ist Dein Sohn ebenfalls

müde geworden vor der Zeit und hat sich zur Ruhe gelegt in die kühle Erde, lange bevor ich gekommen? Es wäre so hübsch gewesen, wenn ich einen Bruder gehabt hätte und wir hätten immer mit einander spielen wollen ...."

Herr des Himmels, welche zweischneidige Messer hast Du auf die Lippe dieses Kindes gelegt, daß es mich verwundet, indem es mich liebkosen will?!

Doch bezwang ich meine Aufregung, so gut es eben gehen wollte und suchte die Kleine aufs Neue damit zu beruhigen, daß ich sie auf spätere Zeiten vertröstete, bis sie älter und verständiger geworden.

Allein meine Worte fanden nur halben Eingang.

„Ich will ja gerne warten," sagte sie, indem sie sich dicht an meine Wange schmiegte, „theure Mutter: aber versprich mir nur, daß Du nicht von mir gehen willst und willst mich nicht allein lassen in der weiten Welt, ohne mir Alles gesagt und erzählt zu haben. O Mutter," rief das Kind, während seine Thränen aufs Neue unaufhaltsam flossen, „ich habe ja Niemand auf der weiten Welt als Dich, weder Bruder noch Schwester, noch irgend einen Menschen, der von der kleinen Helene weiß und ihr Geschichten erzählen kann und kann sie trösten, wenn sie traurig ist — o denke, denke, theuere

Mutter, wenn nun eines Tages die schwarzen Männer kämen und trügen auch Dich davon — wäre ich nicht auf der Welt wie ein Vöglein, das aus dem Nest gefallen? Und siehst Du, es ist nicht blos um meinet- und auch nicht blos um Deinetwillen — auch die armen Todten dauern mich in ihren Gräbern; es muß Jemand sein, der von ihnen weiß, sie müssen Jemand haben, die armen stummen Bilder da oben, der sich vor sie stellt in den langen stillen Abenden, wie Du es zuweilen thust, und nickt ihnen zu und spricht mit ihnen gleich Dir und erzählt ihnen alte schöne Geschichten von ehedem — nicht wahr, da freuen die Bilder sich? und die guten Todten schauen hoch von oben mit ihren Sternenaugen darein und flüstern uns leise Antwort zu? Ach, Mutter, es muß ja schrecklich sein, sterben und Niemand zurücklassen, der uns liebt und von uns weiß; auf solchen Gräbern, meine ich, könnte ja keine Blume blühen und kein Vogel könnte zu ihren Häuptern nisten . . . .“

Drittes Capitel.

Der Entschluß.

In diesem Tone sprach die Kleine noch lange fort; mit Erstaunen bemerkte ich — eine Bemerkung, die wir im Umgang mit Kindern freilich sehr häufig machen, und die nur immer aufs neue beweist, daß jeder Mensch sich nach eigenen Gesetzen entwickelt und daß, so wenig man den Halm kann wachsen sehen, ebenso auch kein Ohr fein, kein Auge scharf, ja selbst keine Liebe wachsam genug ist, in die stille Pflanzstatt des menschlichen Herzens zu dringen, sondern jeder Mensch ist noch heute ein Wunder: wie es erscheint, so ist es da . . .

Mit Erstaunen, sage ich, bemerkte ich, daß das Kind sich seit einiger Zeit viel rascher entwickelt und weit mehr an Gedanken und Empfindungen in sich verarbeitet hatte, als ich ihm zugetraut. Ist man einmal so weit, die beginnende Selbständigkeit des Kindes anzuerkennen, so ist auch das richtige Verhältniß bald gefunden. Ich zog die Kleine neben mich und erzählte ihm mit einfachen Worten und im Zusammenhang, nicht mehr nicht weniger, als ihrer

Fassungskraft angemessen und als sie schon früher durch einzelne gelegentliche Äußerungen erfahren hatte.

Nämlich daß ihr seliger Vater mein nächster und liebster Jugendfreund, der Gespiele und Lehrer meiner Kindheit gewesen; daß er dann seiner Berufsgeschäfte halber weitweg in fremde Länder gegangen und sich endlich in England niedergelassen; daß wir im Zeitraum vieler Jahre wenig oder nichts von einander erfahren und daß ich ihn auch nie mit Augen wiedergesehen; daß er sich später in England eine Frau genommen, Helenens Mutter, und daß er nach dem frühzeitigen Tode derselben, da er selbst sein Ende herannahen fühlte, das verwaiste Kind, als sein schönstes und theuerstes Besitzthum, in meinen Schutz, den Schutz der alten treuen Jugendfreundin übergeben . . . .

Es war das, wie gesagt, keine Silbe mehr, als sie schon früher gehört hatte. Aber der Umstand, daß ich es ihr heute zum erstenmal im Zusammenhange vortrug und daß meine Erzählung ausdrücklich für sie bestimmt war, gab derselben einen ganz neuen Werth und trug nicht wenig dazu bei, den Ungestüm der Kleinen zu beschwichtigen. Sie lächelte unter Thränen, nannte mich ihr bestes Mütterchen, warf den Bildern ihrer Eltern ein Kußhändchen zu

und ließ sich dann so sanft und ruhig in ihr Bettchen bringen, als wäre überhaupt nichts vorgefallen.

Ich aber habe noch lange einsam an ihrem Lager gesessen. Sie lag ruhig mit gefaltenen Händchen; kleine warme Schweißtropfen perlten auf der weißen Stirn, die Wangen waren rosig angehaucht und die kleine Brust wogte in regelmäßigen Zügen langsam auf und nieder.

Und doch konnte ich nicht Ruhe finden und noch immer war es mir, als fühlte ich ihr Aermchen ängstlich um meine Kniee geschlungen und ihr kleines feines Stimmchen wimmerte: „ich will von Vater und Mutter, ich will von Dir, ich will von der Vergangenheit wissen!“

Ich bin nicht abergläubisch, wenigstens nicht abergläubischer als es Frauen verstattet ist, und doch klang es mir unablässig vor den Ohren und immer aufs neue mußte ich es mir wiederholen: „wenn die schwarzen Männer nun kommen, Dich auch hinweg zu tragen, o denke, denke, daß ich dann ganz allein bin und Niemand habe, der mir erzählen kann von der alten Zeit!“

Nein, meine theure Helene, Du sollst nicht sein wie das Vögelchen, das aus dem Nest gefallen; warme Hände sollen Dich betten, der Athem der

Liebe soll Dich groß ziehen wie bisher, und kann meine Stimme Dich nicht mehr erreichen, wohlan, so soll es mein geschriebenes Wort noch thun und soll Dir in der Geschichte meines Lebens, die ja so eng mit dem Deinen verflochten ist, einen Spiegel vorhalten für Deine reifern Jahre. So Gott will, wirst Du desselben nie bedürfen; sollte der Himmel jedoch anders über Dich beschlossen haben und auch Dir sollte die Stunde des Irrthums und der Versuchung kommen, so mag sein Anblick Dir neue Kraft und Stärke geben. Unsere theuren Todten sollen nicht unbeklagt, nicht unverstanden bleiben; auch wenn das meine sich längst geschlossen, soll noch ein Auge sein, das ihnen zärtlich zunickt und ihrem Andenken den heiligen Zoll der Thränen nicht versagt. Meine Lippen werden in Staub und Asche zerfallen, vielleicht sehr bald; aber die Deinen, Du holde Knospe, gleich zwei blühenden Rosen, sollen den armen stummen Bildern zuflüstern und sollen ihnen sagen, daß das Schicksal versöhnt ist und daß keine Nacht so dunkel, die Sonne Gottes muß endlich doch die Welt durchleuchten! —

Werde ich die Kraft, ja werde ich nur immer den Muth haben, den finstern Spuren meiner Vergangenheit nachzugehen? Wie lange, wie ängstlich

hab' ich sie geflohen! Wie oft war es mir bei Tag, bei Nacht, als ob ihre Gespenster mir über die Schulter grinsten, daß ich nicht um mich zu blicken wagte! Ja wie oft bin ich emporgesprungen in nächtlicher Stunde vom ruhelosen Lager und habe mich an Dein Bett geflüchtet, o Du mein theures Kind, Du reine zarte Blume, und habe meine Hände über Dein Haupt gebreitet und habe zu Gott gebetet, daß er mich schütze, schütze vor dem Wahnsinn um Deinetwillen! Und nun will ich selbst an diesen finstern Geheimnissen rühren? Wie mit einem: ‚Sesam öffne Dich,‘ will ich an den Zauberberg meiner Erinnerungen treten und weiß doch selbst nicht, ob ich im Stande sein werde, mich zurückzufinden?

Ich will es, ja ganz gewiß, ich will es! Wie sagte die Kleine? Die Todten können nicht in Frieden schlafen, wenn Niemand ist, der von ihnen weiß und spricht. Wohlan denn, meine Todten! Du mein armer finstrer Mann, von dem ich viel Unrecht erlitten und an dem ich selbst noch größeres begangen, und Du mein theurer, mein unvergeßlicher Freund — seht her, ich bringe Euch Euer Todtenopfer! Das soll meine eigentliche und letzte Buße sein: ich will dem Labyrinth meiner Schicksale, meiner Irrthümer, meiner Verschuldungen nachgehen, ich will

es aufzeichnen, wie ein Gewebe von kleinen unscheinbaren Zufälligkeiten, von Eitelkeit, Mißverständniß, Schwäche sich zu einem Netz ausspann, dem wir endlich Alle erliegen mußten. — Auch sind die Geister noch lange nicht so gebannt wie ich dachte, mein Herz ist noch voll von Furcht und Reue; der heutige Abend nach dem Gewitter hat es mir gezeigt. Gut denn, ich will ihnen Stand halten; ich will noch einmal den trüben Gang meines Lebens an mir vorüber gleiten lassen und will zu Gerichte sitzen über meine eigenen Irrthümer. Nicht um Andere anzuklagen, nicht um mich selbst rein zu waschen, beim Himmel nicht! Was wir Schicksal nennen, ist immer nur der Widerschein des eigenen Gemüthes; jeder Boden trägt nur den Samen, der in ihn gelegt ist; äußere Umstände können uns hindern glücklich zu sein, aber unglücklich werden wir nur durch uns selbst. —

Wird das Schicksal mir Kraft und Zeit verleihen, das begonnene Werk zu vollenden? Wird ein Tag kommen, wo ich meine Helene herangeblüht sehe zur glücklichen Frau und Mutter und ihr — nicht ohne Scham um meinet-, aber doch ohne Scham um ihretwillen — diese Leidensgeschichte einer ihrer Mitschwestern übergeben kann?

Ich weiß es nicht, aber ich hoffe es; ich denke an das Hänflingsnest im umgestürzten Baum und mein Herz fühlt sich wie von Schwingen getragen. Seit dieses Kind meiner Obhut übergeben ward, hat mein Leben wieder Werth und Würde, ich begreife nun, wozu der Himmel mich aufgespart und warum ich der Verzweiflung meiner frühern Jahre nicht erlegen bin! Sie zum reinen, tüchtigen Weibe heranzuziehen; die edle Knospe freien reinen Menschenthums, die in ihre Brust gelegt ward, zu entfalten zur frischen vollen Blüthe; sie zu hüten vor jenen kleinen unscheinbaren und doch so gefährlichen Wunden, den Wunden der Verbitterung, der Beschämung, der Eitelkeit, die so oft schon in unsere jugendlichen Herzen geritzt worden, bevor nur ein Mensch daran denkt, daß wir überhaupt ein Herz haben, und die dann später so oft so furchtbar verhängnißvoll werden; sie (mit einem Worte) dem Leben so rein zu übergeben, wie ich sie vom Sterbebett ihres Vaters empfangen habe, und dabei so stark und in sich befestigt, daß sie keine Gefahren des Lebens zu scheuen braucht — das ist es, wofür ich noch lebe, das ist die Aufgabe, die ich zu erfüllen habe und der auch diese Blätter dienen sollen. —

Und ich werde sie erfüllen! Habe ich nicht

gesehen, wie die Sonne ihren purpurnen Schein über die sturmgepeitschten Fluren goß? Wandelt nicht der Mond nach Regen und Wetternacht seine ewig gemessenen Pfade? Ist das Leben eines Menschen weniger denn ein Herbsttag und sollte nicht auch für meinen Lebensabend noch irgend wo ein letztes mildes Sonnenleuchten aufgespart sein? Ich glaube an die ewige Gerechtigkeit des Schicksals und daß keine Schuld ohne Strafe bleibt: aber ich glaube auch an die Kraft einer aufrichtigen, werkthätigen Buße und daß Gott Dem seinen Frieden nicht weigert, der ihn ernstlich sucht. Schlaf' denn, theure Helene, schlaf' in Frieden! Ich aber wache und schreibe mit zitternder Feder die Geschichte meines Lebens, meiner Liebe und meiner Leiden . . .

gehoben, wie die Sonne ihren glänzenden Schein über die sturmgepeitschten Fluren gießt? Wandelt nicht der Mond nach Regen und Sturmesnacht seine ewig-gemessenen Pfade? Ist das Leben eines Menschen weniger denn ein Gestirn und sollte nicht auch für meinen Lebensabend noch einmal ein sanftes mildes Sonnenlicht aufgehen? Ich glaube an die ewige Gerechtigkeit des Schicksals und daß keine Sünde ohne Strafe bleibt; aber ich glaube auch an die Kraft einer aufrichtigen, unerschütterlichen Reue und daß Gott dem reuigen Herzen nicht versagen, der ihn ernstlich sucht. Schlaf' denn, theure Seele, schlaf' in Frieden! Ich aber wache und schreibe mit zitternder Feder die Geschichte meines Lebens, meiner Liebe und meiner Leiden.

Zweites Buch.

Eine Kindheit.

Erstes Capitel.

Der weiße Pudel.

Es ist etwas Wunderliches mit den Jugenderinnerungen; die wichtigsten und interessantesten Ereignisse unserer Kindheit, Züge geliebter Personen, Aeußerungen und Vorfälle, die für unser ganzes Leben entscheidend geworden sind, vergessen wir zuweilen oder können uns doch nur aus den Erzählungen dritter Personen an sie zurückerinnern, während andere ganz geringfügige, ja zufällige Umstände von dem eigensinnigen Gedächtniß mit einer fast beängstigenden Treue fest gehalten werden.

So ergeht es auch mir. Indem ich die Bilder meiner frühesten Kindheit an mir vorüber ziehen lasse, steht kaum ein zweites so lebendig vor mir und mit solcher Deutlichkeit als . . .

Aber nein, es ist zum Lachen und ich schäme mich fast vor mir selbst, es hinzuschreiben. Doch muß es heraus: die früheste, deutlichste, und beinahe muß ich hinzusetzen, auch die liebste Erinnerung meiner Kindheit knüpft sich nicht an Vater oder Mutter, sondern an — einen weißen Pudel.

Und zwar war dieser Pudel gar kein wirklicher Pudel; wie wäre auch ein Hund, ein leibhaftiger wirklicher Hund wohl jemals geduldet worden in dem klösterlichen Hause, in welchem ich meine Kindheit verlebte? Sein Bellen hätte ja die feierliche Stille unterbrochen, die in diesen Räumen herrschte; er hätte ja vielleicht einmal zur Unzeit an die Thür kratzen oder springen können, wo er blos laufen, laufen, wo er still liegen sollte . . .

Nein, solche Extravacançen wurden in unserm Hause nicht geduldet; da war Alles fein nach der Schnur geordnet, nicht blos Essen und Trinken, Schlafen und Aufstehen, auch Sprechen und Schweigen, Fragen und Antworten, die Augen Auf- oder Niederschlagen — es hatte Alles seine vorgeschriebene Stunde oder richtiger gesagt seine Minute; Menschen hatte man allenfalls so dressiren können, aber der gelehrigste Hund wäre für diese künstliche Hausordnung, in der wir lebten und erzogen wurden, noch

immer viel zu einfältig, viel zu widerspenstig gewesen . . . .

Und so war denn auch der Pudel, der mich als Kind dermaßen entzückte, daß sein Bild noch heute vor mir steht, mit einer Deutlichkeit, daß ich ihn geradezu malen könnte — auch dieser mehrerwähnte verhängnißvolle Pudel war nicht mehr noch weniger, als ein Stückchen Holz oder Pappe, beklebt, wie ich jetzt vermuthe, mit einem Stückchen Schaffell und prächtig ausstaffirt mit einer kohlschwarzen Schnauze, mit zwei langen zotteligen Ohren, die ihm bis weit auf den wohlgenährten Leib herunterhingen; ferner mit zwei großen schwarzen Glasaugen, von schmalen scharlachrothen Ringen eingefaßt, was freilich weniger naturgetreu als malerisch war; endlich mit einem Streifen Goldpapier um den wolligen Hals, so breit und so strahlend, wie das breiteste Messinghalsband der wohlgepflegtesten Dogge nur jemals strahlen kann.

Dieser merkwürdige Pudel, gravitätisch auf den Hinterbeinen sitzend, die Vorderfüße vor sich hinstemmend, mit einer Zierlichkeit, als hätte der Tanzmeister sie ihm zurecht gerückt — stand im Schaufenster eines Spielwaarenladens. Ganz ohne Zweifel werden noch viele andere Herrlichkeiten desselben Schlages daneben gestanden haben: doch ist nichts davon in

meiner Erinnerung zurückgeblieben; so sehr nahm der Pudel mit dem krausen weißen Fell, den langen lappigen Ohren, der kohlschwarzen Nase, die ordentlich in die Luft zu schnopern schien, meine Aufmerksamkeit gefangen.

Woher dieser gewaltige Eindruck? Und wie es kam, daß von allen Schätzen, welche das Schaufenster eines Spielwaarenladens für die Begehrlichkeit eines Kindes zu enthalten pflegt, nur gerade dieser Pudel, sonst nichts, mich in eine solche Begeisterung versetzte, daß ich die Spuren davon noch heut im Gedächtniß trage?

Ich weiß es selbst nicht mehr zu sagen. Doch hat man mir in spätern Jahren erzählt, daß ich als Kind stets eine große Sehnsucht nach einem Hund, einer Katze, einem Lamm oder irgend einem andern Spielgefährten dieser Art, ja selbst nur nach einem Vögelchen gehabt habe, das ich mir hätte im Käfig halten, mit dem ich mein Morgenbrod hätte theilen, dessen Zwitschern ich hätte belauschen dürfen. Wie schon erwähnt, gestattete die Ordnung unseres Hauses die Erfüllung meines Wunsches nicht, selbst angenommen, daß es in diesem Hause überhaupt Sitte gewesen wäre, auf die Wünsche der Kinder Rücksicht zu nehmen:

und so bewunderte ich denn vermuthlich im Bilde, was mich in Wirklichkeit niemals beglücken sollte.

Und dann noch ein Grund, der eigentlich Alles erklärt: der schöne weiße Pudel, mit den rothen Ringen um die Augen und dem funkelnden Halsband, war ein Spielzeug. Spielzeug aber gehörte in dem Hause, wo ich erzogen ward, ebenfalls zu den verbotenen Dingen; es war, wie man uns sagte, nur eine Quelle des Müssiggangs für die Kinder und gab ihrer Phantasie, dieser verderblichsten aller Seelenkräfte, eine höchst gefährliche Nahrung. So weit ich zurückdenken kann, sind bunte Steinchen, die ich heimlich von der Erde las, dürre Blätter, abgefallene Zweige das einzige Spielwerk gewesen, mit welchem ich mich beschäftigen durfte; jene köstlich bunten Nußknacker mit den großen Glotzaugen und den spitzen Judenbärten, jene Puppen zum Aus- und Ankleiden, jene Bettchen mit Vorhängen, hinter denen die Puppen so behaglich schlummern, jene Häuser, Wagen, Pferdchen, die anderwärts das Entzücken der Kinderwelt bilden — über unsere Schwelle durften sie nicht kommen, das ‚System' des Hauses gestattete ihnen keinen Zutritt.

Alles mit Ausnahme jenes classischen Pudels. Ich soll dazumal als Kind ein sehr drolliges Ding

gewesen sein. Die peinliche Stille, die in unserm Hause herrschte, wo nur gerade so viel gesprochen ward, wie unumgänglich nöthig, und auch dies nur in herkömmlichen Pausen, ja ich möchte sagen, in einem bestimmten Tonfall und einer vorgeschriebenen Zahl von Worten, widerstand meinem unruhigen Geiste. Da Niemand mit mir sprach und ich auch Niemand hatte, mit dem ich sprechen durfte, so verfiel ich auf den Ausweg mit mir allein zu sprechen.

Auch dies mußte natürlich heimlich geschehen oder doch so, daß es Niemand störte. Es soll sich wunderlich ausgenommen haben, wie ich als Kind zuweilen mutterseelenallein in der Ecke gestanden habe, das Gesicht gegen die Wand gekehrt, und habe mit leiser flüsternder Stimme mir selbst lange, lange Geschichten erzählt, ordentlich in Frag' und Antwort, und habe Dienerchen dazu gemacht und mit dem Kopf genickt und habe in die Hände geschlagen, als ob ich mich gar nicht zu lassen wüßte vor Verwunderung über die seltsamen Neuigkeiten, die mir da erzählt würden.

Mein Vater freilich — oder vielmehr der Mann, der sich meinen Vater nennen ließ, durfte nichts davon hören; jedesmal, daß er es bemerkte, züchtigte er mich heftig und schalt mich mit einem Namen,

den ich allerdings damals und auch noch lange Zeit später nicht verstand, aber der mir schon damals das Blut in die Wangen trieb — er nannte mich Schauspielerdirne . . .

Aber nein, ich sehe schon, daß ich auf diesem Wege nicht zum Ziele komme; ich muß meine Erzählung anders anzufangen suchen, selbst auf die Gefahr hin meine eigenen Erinnerungen mit Dingen zu vermischen, die ich erst viel später aus den Erzählungen Anderer erfahren oder auch mir selbst erst aus späteren Ereignissen zusammengesetzt habe. Ist doch das ganze menschliche Leben, bewußt und unbewußt, nur eine einzige große Täuschung; so wird dies jedenfalls noch eine der unschuldigsten sein.

Zweites Capitel.

Das Lied vom braven Mann.

Wer vor dreißig Jahren oder auch noch ein Stück länger in derselben Vorstadt wohnte, in welcher unsere Wohnung lag — und um die Wahrheit zu sagen, war es eine der entlegensten und ödesten Vorstädte, welchejemals einer größeren Provinzialstadt des

nördlichen Deutschland als Außenwerke gedient haben — der hat auch nothwendig den Herrn Nonnemann gekannt: oder wie er für gewöhnlich hieß, den Herrn Rechnungsrath. Er war zwar eigentlich nur Rendant einer öffentlichen Kasse und hat jenen Titel, so viel ich weiß, niemals mit officieller Bestätigung geführt. Doch waren es höfliche Leute, unter denen wir lebten und darum versäumte auch Niemand, der mit Herrn Nonnemann geschäftlich oder außergeschäftlich zu verkehren hatte, ein möglichst emphatisches ‚Herr Rechnungsrath' so oft nur immer möglich, in seine Rede einzuflechten.

Der würdige Mann, der, wie in allen andern Stücken, so auch im Punkt der Bescheidenheit ein wahres Muster war, protestirte zwar jedesmal aufs lebhafteste gegen eine Ehre, die ihm nicht zukomme; er sei nichts als simpler Kassenrendant und werde auch wohl leben und sterben als Kassenrendant. Drückten die Leute dann ein gerechtes Erstaunen darüber aus, wie ein Mann von so glänzenden Talenten und so anerkannter Rechtschaffenheit es noch nicht weiter gebracht habe als zum Kassenrendanten, so gab Herr Nonnemann zwar mit halber Stimme zu: allerdings, er müsse es selbst sagen, Talente — nun, darauf mache er keinen Anspruch, das sei

freie Gabe des Himmels, ja wenn man so manches dieser berühmten Talente näher ins Auge fasse und ihren Schicksalen nachdenke, so könne man billig in Zweifel gerathen, ob dies sogenannte Talent nicht vielmehr eine Gabe des Teufels sei, dessen Existenz, sammt Klauen und Hörnern und Pferdeschweif, einen stehenden Artikel in dem Glaubensbekenntniß des Herrn Nonnemann bildete.

Wenn das Gespräch bis dahin gediehen war, pflegte Herr Nonnemann regelmäßig eine Pause zu machen, während deren er seine großen glasigen Augen gen Himmel richtete und da eine Weile umher schweifen ließ, als ob er erwartete, derselbe solle sich öffnen, um durch irgend ein Zeichen und Wunder sofort die Wahrheit seiner Bemerkung zu bestätigen. Da der Himmel indessen geschlossen blieb, so ließ er die Blicke ebenso regelmäßig wieder zur Erde gleiten, suchte auch da, ob nicht irgendwo höllisches Feuer empor schlüge, und da auch hier Alles in gewohnter Ordnung blieb, so entschloß er sich endlich fortzufahren, indem er die hohe weiße Halsbinde, in welcher sein breites feistes Kinn begraben lag wie (man verzeihe der Hausfrau das Bild) ein weiß geschmortes Spanferkel in dem Tellertuch, in welchem es servirt wird, noch höher zog.

Aber was Fleiß anbetreffe, Fleiß und Rechtschaffenheit, fuhr Herr Nonnemann fort, darin glaube er sich allerdings mit Jedem vergleichen zu dürfen. Fleiß und Rechtschaffenheit aber, nach seinen schlichten Gedanken, wären besser als große Talente; vielleicht nicht besser, aber jedenfalls sicherer und auch nützlicher für die Mitmenschen. Das sei ihm oft ein erhebender Gedanke und tröste ihn für so Manches, was er übrigens zu leiden habe, daß seiner Rechtschaffenheit der Schweiß seiner Mitbürger (er war nämlich Vorstand einer Sparkasse) anvertraut sei. Rechtschaffenheit sei die Krone des Mannes; und wenn er auf einer wüsten Insel wäre, allein und verlassen, und hätte nichts, sein verschmachtendes Leben zu fristen als ein Stück Brod, aber dies Stück Brod sei mit Unrecht erworben, wenn auch von einem Dritten — so werde er, sofern er darum wisse, lieber verschmachten, als mit der unrechtmäßig erworbenen Rinde Brod sein Leben retten.

Gewöhnlich schaltete bei dieser Stelle Derjenige, den Herr Nonnemann die Ehre seiner Unterhaltung würdigte (und er führte solche Unterhaltungen stets nur mit dritten Personen, im Kreise der Familie war er für gewöhnlich von einer wahrhaft ehernen Schweigsamkeit), die Versicherung ein, wie er vollkommen

des Herrn Rechnungsrathes Meinung sei und wie auch die ganze Stadt sehr wohl wisse, daß sie keinen rechtschaffeneren und redlicheren Bürger habe als den Herrn Rechnungsrath. Aber eben deshalb werde der Herr Rechnungsrath auch gewiß noch seine Carrière machen; solcher feiner Köpfe wie der Herr Rechnungsrath, gebe es nicht viele, und was das Rechnen anbetreffe, diese wichtige Kunst, in der so leicht ein Irrthum passire, und das Kassenwesen und die Buchführung, so sei es ja eine stadtbekannte Sache, daß Niemand weit und breit, der dem Herrn Rechnungsrath darin auch nur das Wasser reiche.

Auch dieses Anerkenntniß seiner Verdienste lehnte der bescheidene Herr Nonnemann regelmäßig ab und nur soviel gestand er zu, daß er allerdings, wenn das Glück ihm ein wenig geneigter gewesen wäre und wenn er sich nicht so frühzeitig mit fremder Leute Schicksal hätte belasten müssen — daß er es dann allerdings wohl etwas weiter gebracht haben würde . . .

Bei diesen Worten, die Herr Nonnemann mit einem eigenthümlichen halb verschämten, halb salbungsvollen Ausdruck sprach, pflegte regelmäßig (denn es war überhaupt Alles regelmäßig an diesem Manne,

was er that oder sagte, und wer ihn einmal gehört oder gesehen, hatte ihn gehört und gesehen für ewige Zeiten) .....

Herr Nonnemann, sage ich, pflegte bei diesen Worten auf sein sauber gefältetes Jabot, das in Verbindung mit dem weißen Halstuch das Prachtstück seiner übrigens sehr bescheidenen Toilette bildete, herniederzusehen und mit leichtem Finger und einem halb unwilligen Kopfschütteln die Staubkörnchen wegzuschnippen, die etwa so verwegen gewesen waren sich darauf niederzulassen. Die Kunstpause, welche auf diese Weise entstand, wurde dann von dem Partner des Gesprächs in der Regel benutzt, unter den lebhaftesten Versicherungen der Theilnahme und indem er Stein und Bein schwor, daß nicht ungebührliche Neugier, sondern allein das wärmste, herzlichste Interesse ihn so zudringlich mache, sich des Näheren nach den Schicksalsschlägen zu erkundigen, von denen der Herr Rechnungsrath betroffen worden und die er selbst nur so geheimnißvoll andeutete. Es thaten dies, wie ich öfters zu bemerken Gelegenheit hatte, sogar Personen, die Herrn Nonnemann zwanzig Jahre und länger kannten und die auch seine Familiengeschichten im Lauf dieser Zeit zwanzigmal und öfter aus seinem eigenen Munde

vernommen hatten: ein Beweis, ohne Zweifel, wie interessant Herr Nonnemann zu erzählen wußte, sobald er sich einmal entschlossen hatte das Stillschweigen zu brechen, in das er sich für gewöhnlich hüllte und das ihm, verbunden mit seiner großen mächtigen Gestalt, den großen blassen Augen und der hohen weißen Halsbinde, so etwas ungemein Ehrwürdiges, um nicht zu sagen Geheimnißvolles gab.

Drittes Capitel.

Ein Wohlthäter.

Ich würde dem Gang der Ereignisse zu weit vorgreifen, wollte ich hier schon erzählen, wie es mit den Familienschicksalen des Herrn Nonnemann eigentlich zusammenhing. Nur soviel darf ich für den Augenblick verrathen, daß ihm, dem Aeltesten von drei Geschwistern, nach dem frühzeitigen Tode der beiden Eltern, die allerdings nicht leichte Pflicht zugefallen war, sich ihrer Hinterbliebenen anzunehmen. Ein Bruder von ihm war Prediger auf dem Lande gewesen; damit er studiren könne, hatte Herr

Nonnemann (so wenigstens pflegte dieser selbst die Sache darzustellen) dem Studium entsagt und sich mit der ärmlichen und glanzlosen Laufbahn des niedern Beamten begnügt.

Aber kaum daß der Bruder das Ziel seiner Wünsche erreicht, kaum daß er die Kanzel als Pfarrer bestiegen und ein gutes stilles Mädchen von braven, aber mittellosen Eltern, das er seit seiner Schulzeit geliebt, als Ehegemahl heimgeführt und an zwei derben tüchtigen Knaben die Süßigkeit des Vaterglücks erprobt hatte — als ein Brustleiden, das in der Stille wohl schon längst an ihm genagt hatte, ihn plötzlich dahin raffte.

Die Eltern der Frau waren inzwischen ebenfalls gestorben, anderweitige Verwandte existirten nicht, Vermögen war natürlich nicht vorhanden und so war Herr Nonnemann denn, wohl oder übel, der Einzige, auf dessen Schutz und Beistand die hilflose Familie sich angewiesen sah.

Soll ich nach dem urtheilen, was ich späterhin mit eigenen Augen gesehen und ach, nur zu oft mit eigenen Ohren gehört habe, so möchte ich fast glauben, daß es Herrn Nonnemann doch nicht so ganz leicht geworden, den glänzenderen Aussichten, welche seine Talente ihm eröffneten, zu entsagen und sich,

ein Opfer der Bruderliebe, der Pflege der Witwen und Waisen zu widmen. Doch war auch dies vielleicht nur ein Zug jener großartigen Bescheidenheit, durch welche der vortreffliche Mann sich auszeichnete, daß er auch seine Wohlthaten mit einer Miene erwies, daß sie beinahe aufhörten Wohlthaten zu sein. Die beiden Knaben wurden auf seine Fürsprache in einem benachbarten Waisenhause untergebracht; die Witwe des Bruders aber nahm er zur Führung seiner kleinen Wirthschaft in sein Haus, wo wir sie demnächst als Tante Fränzchen werden kennen lernen.

Ob dies viel oder wenig war und ob ein Bruder für die Nachgelassenen des andern mehr oder weniger thun kann oder soll, wage ich nicht zu entscheiden; gerade in diesem Punkt, der dem natürlichen Gefühl so einfach und selbstverständlich erscheint, herrschen, Dank der Verwickelung unserer geselligen Einrichtungen, so viel Rücksichten, die Existenz des Menschen ist heut zu Tage solch ein schwieriges, viel verflochtenes Ding geworden, so abhängig von tausend kleinen Nebenumständen, daß man sich in Acht nehmen muß, das natürliche Gefühl, so richtig es auch an sich gewiß ist, in jedem einzelnen Fall sofort zum Richter zu machen. Genug, Herr

Nonnemann selbst fand, daß es ganz außerordentlich viel sei, was er leistete — so viel, daß er, um uns stets im richtigen Bewußtsein seines Edelmuths und unserer Dankbarkeit zu erhalten, seinem zartfühlenden Herzen den Zwang anthun mußte, uns täglich, ja stündlich daran zu erinnern.

Es war dies fast der einzige Gegenstand, in Betreff dessen Herr Nonnemann selbst im Innern seines Hauses eine gewisse Beredtsamkeit entwickeln konnte. War das pädagogische Thema abgethan (und auch über dies Thema konnte er nach Umständen, wie wir sogleich noch hören werden, sich ziemlich breit auslassen) oder gab es nicht hinlänglichen Stoff zu jener mäßigen Gallenerregung, welche Herr Nonnemann vermuthlich zur Erhaltung seiner Gesundheit und namentlich zur bessern Verdauung für nothwendig hielt, so kam regelmäßig dies Capitel seiner Wohlthätigkeit an die Reihe und zwar mit einer Ausführlichkeit, die auch ein minder ungeduldiges Herz, als leider das meine damals war, in gelinde Verzweiflung hätte versetzen können. Regelmäßig bei Tisch, wie die Suppe auf den Tisch kam und das Brod geschnitten war, begann Herr Nonnemann diese seine Monologe. Denn antworten durfte ihm natürlich Niemand, außer wenn

er direct gefragt ward. Vielmehr mußten wir Kinder während dieser Predigten regungslos dasitzen, die Augen auf dem Teller, die Hände gefaltet, und wehe dem, der sich durch Hunger oder kindische Ungeduld verleiten ließ, den Löffel eher zum Munde zu führen, bevor Herr Nonnemann seine Selbstbetrachtungen geschlossen; es würde das ein ganz unzweifelhaftes Merkmal äußerster Verstocktheit und Undankbarkeit gewesen sein, das an dem Betreffenden natürlich nicht anders gesühnt werden konnte, als durch sofortige Verweisung vom Tisch, in die dunkle Kammer, ohne Wasser und Brod. Höchstens daß Tante Fränzchen, die überhaupt in dem Schwager Rechnungsrath das Ideal aller Sterblichen bewunderte, durch ein leises Kopfwiegen, das allmälig immer stärker ward, bis es zuletzt in ein halblautes Schluchzen überging, bei dem ihr die Thränen reichlich in die Suppe tropften, ihre vollkommenste Zustimmung kundgeben durfte.

Um so schwieriger war die Aufgabe für uns Kinder, die wir Tante Fränzchen's Meinung über die Vortrefflichkeit des Herrn Nonnemann keineswegs so vollständig theilten, wie Herr Nonnemann selbst es ohne Zweifel voraussetzte. Namentlich was mich selbst betrifft, kann ich nicht läugnen, daß ich

von der Zeit an, da ich überhaupt im Stande war, selbständige Gedanken zu fassen, mir ganz eigene Gedanken machte über die Großmuth meines Wohlthäters — ganz eigene und höchst ketzerische Gedanken. Dieselben zu verlautbaren, war ich schon viel zu eingeschüchtert; auch wäre es ein Frevel gewesen, in Folge dessen vermuthlich sofort die Erde sich geöffnet hätte, mich zu verschlingen. Aber nur um so tiefer gingen sie, um so gieriger nagten sie an meinem armen jungen Herzchen. Die natürliche Lust der Kinder an Trank und Speise war mir unbekannt, kein Bissen schmeckte mir, im Gegentheil, ich zitterte insgeheim, so wie es zwölf schlug und mit dem Glockenschlag zwölf, nach guter altbürgerlicher Sitte, kam Herr Nonnemann von seiner Kassenstube geschritten, hing mit stummem Kopfnicken den Hut an den Nagel, immer genau in derselben Höhe, mit derselben Schwenkung des Armes, nahm Tante Fränzchen, die schon unter der Thüre wartete, mit derselben stummen Miene den Hausrock ab, anderthalb Minuten später, keine Secunde mehr noch weniger, dampfte die Suppe auf dem Tische und nun ging diese Mahlzeit an, diese entsetzliche stumme Mahlzeit, bei der Einem der Bissen im Munde quoll, durch nichts unterbrochen

als durch das eintönige Zanken und Schmählen unseres Familienhauptes oder die sentimentalen Thränen der guten Tante Fränzchen. O mit welchem Neid stand ich nach unsern kurzen, trübseligen Mahlzeiten am Fenster und schaute quer über die Straße in die Nachbarhäuser, wo die Eltern mit den Kindern in fröhlichem Gespräch bei Tische saßen; ich sah, wie hier und da ein Kind auflachte, sah, wie der Vater bald diesen, bald jenen vertraulich zu sich winkte, sah, wie die Mutter für Jeden einen Blick der Liebe hatte oder wie das Nesthäckchen, das noch auf dem Arme getragen ward, nach beendeter Mahlzeit als lieblichstes Dessert die Runde um die Tafel machte und von Jedem geküßt und gehätschelt ward — und so klein ich selbst noch war, so mußte ich mich bei Seite schleichen und mußte weinen, ich wußte selbst nicht warum.

Ja noch jetzt zuweilen, nach so viel Jahren, und nachdem so viel Entsetzlicheres über mein Haupt dahin gegangen, wenn ich mit meiner kleinen Helene am einsamen Tische sitze und meine Freude habe an der gesunden Eßlust des Kindes — ist es mir zuweilen, als sähe ich Herrn Nonnemann's blasses feistes Angesicht mir gegenüber, die großen leeren und doch so beängstigenden Augen auf mich gerichtet —

und höre, wie er mit seiner klanglosen flüsternden Stimme in mich hineinredet und mich fragt, welch' Glück das sei, die Füße unter fremder Leute Tisch stecken zu dürfen, und was wohl aus mir geworden wäre und wovon ich heut satt zu werden gedächte, wenn er sich nicht meiner erbarmt hätte, und hätte mir diese warme kräftige Suppe vorgesetzt und dies schöne weiße Brod, das wohl für einen Prinzen zu gut, geschweige denn für mich Undankbare, unartige Dirne . . . . .

Und ich sehe Tante Fränzchen, wie sie mit dem Kopfe nickt, erst langsam, dann immer heftiger, wie ein Klöppel in der Glocke . . .

Und Herr Nonnemann spricht immer lauter in mich hinein und seine Augen werden immer größer und gläserner . . .

Und mich faßt ein Entsetzen, daß ich laut aufschreien muß und muß mein Goldkind, meine Helene, an mich ziehen und muß in ihren klaren, klugen Augen lesen, daß Alles nur ein Traum gewesen und daß ich wenigstens von diesem Nachtstück meines Lebens keine Rückkehr zu fürchten habe.

Viertes Capitel.

Florine.

Erst jetzt merke ich selbst, daß ich im Obigen fortwährend von ‚mir‘ und von ‚uns Kindern‘ gesprochen habe, während der Leser doch nur erst von den beiden Knaben weiß, welche Herrn Nonnemann's Bruder, der Landprediger, der Mann der Tante Fränzchen, nachgelassen und die sich für den Augenblick noch in dem Waisenhause befinden, in welchem die Fürsorge ihres Oheims sie untergebracht hat. Allein so geht es, wenn Frauenzimmer die Feder führen, welche nicht daran gewöhnt sind; der Kopf summt mir, während ich dies schreibe, von tausend längst verklungenen Gedanken, tausend längst begrabene Empfindungen stehen wieder auf und pochen mit ungeduldigen Schlägen gegen das alternde Herz, und die ungewandte Feder weiß nicht, wie sie es anfangen soll, diese Fluth von Erinnerungen und Bildern vergangener Zeiten zu bewältigen. Doch will ich mir Mühe geben, möglichst von vorn an und im Zusammenhang zu erzählen; gelingt es mir bei alledem nicht, so verzeihe meiner Ungeschicktheit, o Du, deren Auge einst nachsichtsvoll auf diesen Blättern ruhen wird! verzeihe mir und bedenke, daß es nicht

leicht ist, das verworrene Gespinnst eines Lebens, gleich dem meinen, zu glatten historischen Fäden abzuwickeln!

Ich habe bisher erst der beiden Brüder, des Herrn Nonnemann und des verstorbenen Landpredigers, gedacht. Aber diese beiden Brüder hatten noch eine Schwester; sie war die jüngste von den Dreien und jedenfalls die Unglücklichste.

Worin ihr Unglück bestand oder vielmehr bestanden hatte — denn nach meinen Gedanken war auch sie längst nicht mehr unter den Lebenden — das wußte ich freilich nicht. Aber daß sie unglücklich gewesen sein mußte, sehr unglücklich, davon hatte ich ein sehr deutliches Gefühl, von da an, wo ich zuerst empfinden und Schmerz und Freude, Glück und Unglück unterscheiden lernte. So häufig Herr Nonnemann des Bruders gedachte, so viel er sich wußte mit der Großherzigkeit, welche ihn bewogen hatte, sich und seine Zukunft der Zukunft des Bruders zum Opfer zu bringen, mit so schüchternen Lobeserhebungen (schüchtern: weil natürlich in Gegenwart des Herrn Nonnemann kein anderer Sterblicher werth war gelobt zu werden) Tante Fränzchen des verstorbenen Gatten gedachte —: der Schwester und Schwägerin wurde nie gedacht, von dem Einen so wenig wie von der Andern. Auf ihrem Andenken ruhte

ein Schweigen, schwarz und schwer, wie der Schleier des Grabes; selbst ihr Name war verpönt in diesem Hause. —

Sehr natürlich, wie ich meinte; hatte sie doch einen Namen geführt, der allein schon hinreichend war, meine ganze kindische Phantasie, diese, wie Herr Nonnemann zu bemerken pflegte, gefährlichste Schlinge, welche der Teufel dem Menschen lege, zu entzünden — einen Namen, der meinem Ohre wie Musik ertönte, bei dem eine ungewisse Ahnung von Waldesrauschen und Vogelsang und murmelnden Quellen und tausend andern ähnlichen Dingen, die ich alle nur vom Hörensagen kannte, mein kindisches Herz beschlich und in Betreff dessen es denn allerdings ganz in der Ordnung war, daß er hinter diesen öden finstern Mauern nicht ausgesprochen ward. —

Sie hatte Florine geheißen — Florine! welch' entzückender Name! War es nicht, als ob der Frühling selbst geschritten kam, leuchtend und wärmend, mit einer Blüthenkrone ums Haupt, und wo er hintrat, sproßten Veilchen und duftige Rosen unter seinem Fuß?! Ich konnte nicht müde werden, den Namen nachzusprechen, er war, glaube ich, das Erste, woran ich überhaupt sprechen lernte. Florine nannte ich in der Stille meines Herzens alles Gute und Schöne;

Florine flüsterte ich, wenn die Abendsonne ihr strahlendes Haupt in die enge finstere Straße neigte und mit purpurnem Schein die alten rußigen Nachbargiebel und den wüsten feuchten Fleck, den wir unsern Garten nannten, vergoldete; Florine jauchzte ich, wenn nach langer trauriger Winterhaft das erste linde Frühlingslüftchen über die einförmige Fläche, in der wir lebten, daher geweht kam; Florine war der Morgengruß, mit dem ich mich selbst zu meinem kindischen Tagewerk ermunterte, Florine das Gebet, das mir auf der Lippe schwebte, indem ich entschlummerte . . . .

Nämlich diese Florine war meine Mutter gewesen; ich selbst war das einzige nachgelassene Kind dieser Unglücklichen, deren Name allein schon hinreichend war, mich mit ihrem Andenken zu versöhnen und eine heiße, ungestüme Sehnsucht nach der Verlorenen in meiner jugendlichen Brust zu erwecken. — Von meinem Vater war niemals die Rede. Herrn Nonnemann mußte ich Vater nennen; daß er es nicht wirklich sei, wußte ich oder ahnte es doch mit jenem instinctartigen Vermögen, das bei den meisten Kindern so stark ist und das doch von den meisten Erwachsenen so regelmäßig übersehen oder gar mißbraucht wird.

Allein die Wahrheit zu gestehen, hatte ich auch gar keine Sehnsucht nach meinem Vater; vermuthlich dachte ich mir alle Väter wie Herrn Nonnemann, meinen Oheim, und da war es denn freilich sehr natürlich, daß ich kein besonderes Verlangen trug, noch einen zweiten Vater kennen zu lernen, einen Vater der mir ganz besonders angehörend, mich also wie ich dachte, auch ganz besonders züchtigen und ausschmählen, bei den Haaren zupfen und mit väterlichen Rückenpüffen zu Tugend und Gottseligkeit anhalten würde.

Um so leidenschaftlicher war die Verehrung, die ich dem Andenken meiner Mutter, der unglücklichen Florine, widmete. Ganze Tage und Nächte konnte ich damit zubringen, mir ihre Gestalt auszumalen; wenn plötzlich ein Wagen die lange öde Straße daher gepoltert kam oder es riß zur ungewohnten Stunde an der Hausklingel — jedesmal dachte ich, es müßte Florine, es müßte meine schöne unglückliche Mutter sein, welche käme, ihr verlassenes Töchterchen mit sich zu nehmen.

Im nächsten Augenblick dann schalt ich wieder mit mir selbst: ich wußte ja, daß sie todt war, die schöne strahlende Florine, todt und dahin, wie die Rose, die vor meinen Augen entblätterte, todt wie

die Erde, wenn der Winter sein schneeiges Gewand darüber gebreitet hat. Ach und dieses Gewand zerriß einmal; so jung ich war, so wußte ich doch schon, daß der Winter nicht ewig anhielt und daß nach diesen kalten finstern Tagen andere kommen müßten, wo der Himmel wieder blau, die Wiese grün, die Luft wieder warm und labend sein würde. Florine aber kehrte nicht wieder, sie war fern, fern auf ewig, gleich jenen Sternen, zu denen ich meine kleinen Hände auch vergeblich emporstreckte und die keine Bitten und keine Thräne herabzogen aus ihren ewig gemessenen Bahnen!

Hätte es noch irgend eines Sporns bedurft, diese Leidenschaft für meine arme schöne, von mir nie gekannte Mutter wach zu erhalten, so hatte Herr Nonnemann dafür gesorgt, daß sie niemals einschlafen konnte. Ich habe vorhin gesagt, daß Florinens Name in dem Hause meiner Kindheit niemals genannt worden. Das ist nicht ganz richtig. Für gewöhnlich war er allerdings verpönt: mitunter jedoch kamen Momente, wo selbst der höchst fromme und rechtschaffene Herr Nonnemann sich das Laster des Jähzorns über den Kopf wachsen ließ und dann, im höchsten Ausbruch seiner Leidenschaft, kam auch regelmäßig der Name meiner unglücklichen Mutter

über seine Lippen und zwar in einem Zusammenhang und verbunden mit Ausdrücken, die mir noch jetzt das Blut in den Adern erstarren machen, so oft ich daran denke.

Fünftes Capitel.

Eine Erziehung nach Grundsätzen.

Solche Momente kamen mitunter sehr leicht und sehr plötzlich. So maßvoll und würdig Herr Nonnemann sich für gewöhnlich hielt, so ungleich war doch zuweilen seine Stimmung und so geringfügige Ursachen reichten alsdann hin, ihn in den wildesten Jähzorn zu versetzen. Sein dickes bleiches Antlitz nahm dann eine fast grünliche Färbung an, die für gewöhnlich so starren ausdruckslosen Augen leuchteten von unheimlichem Feuer, der flache festgepreßte Mund mit den schmalen farblosen Lippen wölbte sich, während die spärlichen, bereits stark mit Grau untermischten Haare sich fast sichtbar in die Höhe richteten.

Die Veranlassung zu diesen Wuthausbrüchen

war, wie gesagt, in der Regel außerordentlich unbedeutend; ein Buch oder ein Blatt Papier, das nicht auf seinem gewohnten Flecke lag, ein Stuhl, der schräg statt gerade stand, am häufigsten (denn bei aller Demuth und Weltentsagung und so lebhaft er die Verdammniß aller sinnlichen Lüste predigte, war Herr Nonnemann doch ein arger Schlecker, wenn auch nur für seine Person) eine Schüssel, die seinem Geschmacke nicht entsprach, genügten vollkommen die wilde Flamme seines Zorns zum Ausbruch zu bringen.

Und da war es denn, wie ich mit meiner kindischen Pfiffigkeit bald bemerkte, eine Art stillschweigenden Abkommens zwischen Tante Fränzchen und dem Oheim, daß regelmäßig ich als Ableiter seines Grimmes benutzt ward. Tante Fränzchen war übrigens eine herzensgute Seele, so gut, wie man bei beschränktem Verstand und einer natürlichen Abneigung gegen alles Denken, sowie überhaupt gegen jede geistige Anstrengung nur immer sein kann. Aber sich dem Zorn des allverehrten Schwagers, des gefeierten Herrn Rechnungsraths, ihres Wohlthäters und Beschützers, bloszustellen, selbst wenn sie ihn verschuldet hatte, dazu reichte ihre Gutmüthigkeit doch lange nicht aus. Auch mich hatte sie gewiß recht lieb, die Tante Fränzchen, und that von Herzen

gern, was sie wußte und konnte, mir das Leben erträglich zu machen, wenn das freilich auch nicht viel oder sogar recht wenig war, nämlich nichts. Aber mich zum Blitzableiter zu gebrauchen gegen die Zornausbrüche des Hausherrn, meine arme kleine schwächliche Person als Wall und Mauer aufzustellen zwischen sich und den Grimm ihres Wohlthäters, daran verhinderte sie ihre Liebe zu mir keineswegs . . . .

Nun weiß man ja, wie es mit Kindern geht, zumal mit solchen, um die sich eigentlich Niemand kümmert, die keine Brust haben, an die sie sich flüchten, kein Ohr, in das sie ihre kleinen thörichten Einfälle niederlegen können — Kinder, mit einem Wort, die selbst nicht wissen, wohin mit sich, und die daher ganz folgerecht auch Jedermann im Wege sind. Solche Kinder, innerlich gelangweilt, ohne Gespielen, ohne die gerade dem heranwachsenden Kinde so unentbehrliche Freiheit, von den Großen gehofmeistert ohne Ende und bald in diese, bald in jene Ecke gestoßen — gerathen zuletzt, sie wissen selbst nicht wie, in eine Reizbarkeit, die sich dem oberflächlichen Blick als eine Kette von Ungezogenheiten, ja wohl gar als sittliche Verdorbenheit darstellt. Auch ich theilte

das Schicksal so vieler Kinder, welche unleidlich werden, weniger durch ihre eigenen als durch die Fehler ihrer Umgebung. Ich wurde träumerisch, empfindlich, eigenwillig; gewöhnt den ganzen Tag über an Einsamkeit und Schweigen, fuhr ich plötzlich angeredet empor, stotterte und wußte vor Scham und Verlegenheit nicht, was antworten. Ja der bloße Gedanke, ich könnte jetzt angeredet werden und könnte wieder nichts zu antworten wissen, vermochte mich in solche tödtliche Angst zu versetzen, daß ich in den entlegensten Winkel des Hauses kroch und mich taub stellte gegen alles Rufen und Suchen, ja selbst das Mittagessen versäumte ich lieber und riskirte dafür nachher die allergrausamsten Züchtigungen, Alles um nur nicht einer Frage Rede stehen zu müssen, deren Inhalt ich noch gar nicht kannte und von der ich noch gar nicht wußte, ob sie überhaupt würde an mich gerichtet werden.

Mit Tante Fränzchen fand ich mich leichter zurecht; sie selbst war, wie schon erwähnt, nicht besonders scharfen Geistes und ließ gern fünf gerade sein. Desto schwieriger fiel es mir, meinem Pflegevater Herrn Nonnemann Stand zu halten. Unter andern bemerkenswerthen Eigenschaften besaß derselbe auch die Gabe der Allwissenheit — oder vielmehr

er behauptete sie zu besitzen und die Sicherheit, mit welcher er diese Behauptung aufstellte und durchführte, verlieh ihm in der That ein Etwas, das ziemlich nahe an Allwissenheit grenzte.

Wenigstens im Umgang mit einem armen kleinen hilflosen Wesen, wie ich es war. Zwar für gewöhnlich that er, als ob ich gar nicht vorhanden. Mein demüthiger Gruß, mein regelmäßiger Gutemorgen- und Gutenacht-Kuß — und Herrgott, wie schaudert mich noch jetzt, wenn ich an den Kuß denke auf diese kalten glatten gedunsenen Wangen! — wurde zwar mit großer Genauigkeit von mir eingefordert und wehe mir, wenn ich, in meine gewöhnlichen Träumereien versunken, ihn einmal vergaß oder — was, ich muß es bekennen, wohl auch vorkam — ihn aus heimlicher Abneigung absichtlich unterließ. Aber erwiedert wurden diese Liebkosungen bei alledem selten oder nie; höchstens daß Herr Nonnemann mir mit den plumpen kalten feuchten Fingern über das Gesicht fuhr, mir den Kopf mit derbem Ruck in die Höhe schob, mich lange anstarrte mit seinen großen gläsernen Augen und dann, mit geringschätzigem Lächeln, indem er mit einem leisen Puff, der aber bei der colossalen Beschaffenheit seiner Gliedmaßen

für mich armes schwaches Ding schon immer derb genug ausfiel, mich von sich stieß:

„Gerade solch Lärvchen," sagte er, indem er bedeutungsvoll zu Tante Fränzchen hinüber nickte, „wie —"

Damit verstummte er; Tante Fränzchen aber, indem sie die Hände rang und eine Thräne aus den kleinen gutmüthigen Augen hervorpreßte, vollendete gleichsam den Satz und auch ich lernte allmälig verstehen, was er meinte — es war eine Anspielung auf meine arme unglückliche Mutter, die von ihm so tief gehaßte und selbst im Grabe noch verfolgte Schwester.

Doch waren das immer nur einzelne zufällige Begegnungen. Anders und schlimmer gestaltete es sich bei den schon geschilderten Mahlzeiten, die eben dadurch für mich zu wahren Höllenmartern wurden. Da saß Herr Nonnemann mir also gegenüber — und war es nun dieser Umstand, oder geschah es, weil dies im Grunde die einzige Zeit war, wo ich ihm nicht entwischen konnte und wo er also die bequemste Gelegenheit hatte, seine väterlichen Pflichten an mir zu üben, oder endlich bedurfte er dieser Aufregung, um sich die Mahlzeit desto schmackhafter zu machen und sie desto besser zu verdauen — genug, sowie die

Löffel klapperten, fing Herr Nonnemann auch an, mit mir armem kleinem Schelm ins Gericht zu gehen. Da gab es nichts, was ich den Morgen über gethan oder gelassen, gedacht oder gesprochen, oder auch nicht gedacht und nicht gesprochen, wonach er nicht gefragt hätte — und zwar gefragt mit einem solchen Ausdruck geistiger Ueberlegenheit und einer so entsetzlichen siegesgewissen inquisitorischen Manier, daß selbst wohl ein Erwachsener Mühe gehabt hätte, seine fünf Sinne bei einander zu halten.

Meine waren regelmäßig hin, bevor das furchtbare Examen nur anfing; in Todeshast durchlief ich mit meinen kleinen dummen Gedanken die ganze Vergangenheit des Tages, rief mir jedes Wort ins Gedächtniß, das ich gesprochen, jede Miene, die ich gemacht, jeden Schritt, den ich gethan und suchte auf diese Weise im voraus zu ergründen, wohin die Allwissenheit meines Oheims ihre nie fehlenden Geschosse richten würde.

Vergebens! Je mehr ich meinen kleinen Kopf anstrengte nachzudenken, je mehr verfinsterte er sich; meine Gedanken, in wilder Angst von einem Gegenstande zum andern gejagt, verwirrten sich, bald wußte ich selbst nicht mehr, was ich dachte, geschweige denn was ich gedacht oder gethan hatte und nur das

Eine stand vor mir mit entsetzlicher Deutlichkeit, daß der Vater (wie ich ihn nennen mußte) mich nun gleich wieder fragen würde und ich würde stammeln und würde nicht zu antworten wissen und wiederum würden Schmäh- und Scheltworte und vielleicht gar Züchtigung meine Zukost sein . . . .

Im Errathen dieses Gemüthszustandes, das muß ich Herrn Nonnemann und seiner vielbelobten Allwissenheit lassen, hatte er in der That eine wundersame Fertigkeit. Freilich mochte derselbe auch deutlich genug auf meinem dummen Gesichtchen ausgeprägt liegen, und so war es denn gerade kein großes Kunststück von ihm, daß er jedesmal, wenn meine innere Verlegenheit eben zum höchsten gestiegen war, den Fanghaken seiner Fragen in meine arme zitternde Seele schlug — recht wie der Holzfäller sein Beil in den Baum schlägt, den er fällen will.

„Du denkst jetzt etwas," schrie er mich an, „was denkst Du jetzt? Kinder sollen nichts denken, was sie ihren Eltern verheimlichen; gute Menschen tragen ihre Gedanken immer klar auf der Stirn, daß Jederman sie lesen kann, und nur die schlechten Menschen, die verstockten, die undankbaren, die nicht werth sind der vielen Güte, die an ihnen geschieht,

die verbergen sie oder suchen sie doch zu verbergen . . . ."

Man sieht, mein Pflegevater hatte den sehr gewöhnlichen Fehler der meisten Eltern und Erzieher, nämlich jeden Fall, der ihnen in der Erziehung des Kindes aufstößt, sofort zu verallgemeinern und auf das einzelne bestimmte Factum, den besondern, ganz persönlichen Zustand mit einer allgemeinen Sentenz zu antworten. So verbreitet dies Verfahren aber ist, ebenso gefährlich ist es; Lehre und Warnung verlieren dadurch, je nach der Persönlichkeit des Kindes, entweder ihre Bedeutung oder aber sie erhalten auch, bei etwas tiefer angelegten Naturen, ein Gewicht, welches die junge Seele zu erdrücken droht. Bei mir war das Letztere der Fall; diese fortwährende Benutzung meiner kleinen Fehler, Schwächen und Unarten, allgemeine Wahrheiten daran zu knüpfen und mich gleichsam zu einem lebendigen Exempel aller möglichen Schlechtigkeiten zu machen, die jemals in der Welt begangen worden und künftighin noch zur Ausführung kommen werden — dies sehr übliche und doch höchst verkehrte und unpädagogische Verfahren brachte mich dahin, daß ich endlich wirklich glaubte, ich sei so verworfen, wie man mich darstellte, und erzeugte auf diese Weise in mir

eine Muthlosigkeit und Niedergeschlagenheit, die mich auf lange hinaus zu aller sittlichen Erhebung und also auch zu aller Besserung unfähig machte.

Sechstes Capitel.

Tafelfreuden.

Kam es nun, wie ich vorausgesehen, und wußte ich wirklich nichts zu antworten oder doch wenigstens nicht das, was mein Oheim eben hören wollte (und dies Letztere war mir jederzeit gewiß), so brach das Ungewitter nun vollständig über mich herein. Immer fester bohrten die großen faden Augen sich in mich hinein, immer heiserer wurde seine Stimme, immer heftiger focht er mit den langen plumpen Armen . . .

„Ja ja,“ rief er, „roth werden, stammeln, nicht antworten können — so ist es recht, so machen es Alle, die das Gewissen drückt und die Grund haben, sich vor dem Auge des Vaters, des Richters zu verbergen! O freilich, roth werden und Gesichterchen ziehen, das kann sie — wie sollte sie es

auch nicht? Das ist ja ihr Erbtheil — ihr einziges, meine ich, und wenn ich nicht wäre, der ich mich für fremder Leute Schuld und Thorheit opfere, ich wäre neugierig zu wissen, was wohl aus der Bettelprinzeß geworden wäre! Aber es ist ein altes Sprichwort, daß der Apfel nicht weit vom Stamme fällt; gewisse Leute konnten auch die Augen niederschlagen und roth werden — oh," indem er ein häßliches Lachen ausstieß, „was sie roth werden konnten! Roth werden ist die Farbe des Teufels, es ist die Gluth des höllischen Feuers, die aus den Seelen der Verdammten herausleuchtet und ihr Angesicht mit der Farbe der Schmach und Schande überzieht. Wie? was?" rief er, indem er sich weit im Kreise umherschaute und den erstaunten Blick zuletzt auf Tante Fränzchen haften ließ, die bei alledem da saß, lautlos und zitternd wie ein Espenlaub: „Habe ich Recht oder Unrecht? Tante Fränzchen, Sie sind eine erfahrene Frau, Sie vertreten Mutterstelle an dem undankbaren Dinge — antworten Sie statt seiner: wird ein ordentlicher Mensch, ein Mensch mit reinem, unbeflecktem, sozusagen weißem Gewissen" (trotz meiner Angst konnte ich hier nicht umhin, einen verstohlenen Blick auf die berühmte weiße Halsbinde meines Oheims zu

werfen: der Gedanke, daß ein Gewissen auch weiß sein könne, ebenso weiß natürlich und vermuthlich auch ebenso gesteift und so wohl gebügelt, wie die Halsbinden des Herrn Nonnemann, die der guten Tante Fränzchen so viele Mühe machten, kam mir auf einmal so wunderbar vor, daß ich, nach Kinderart, Noth hatte, mir das Lachen zu verbeißen) . . . . .

„Wird," fuhr mein Oheim fort, indem er sich an Tante Fränzchen wandte, „ein ordentlicher Mensch, ein Mensch mit reinem weißen Gewissen, wohl jemals roth? Und ist nicht roth werden jedesmal ein sicheres Zeichen, daß die höllischen Geister ihren Einzug gehalten haben? Sie sind eine erfahrene Frau, Tante Fränzchen, die Kleine da könnte denken, ich redete in Zorn — sagen Sie es ihr in meinem Namen! Sagen Sie, daß wer roth wird, auch Grund haben muß zu erröthen, und wer Grund hat zu erröthen, der muß ein schlechter Mensch sein, der sein Herz zur Mördergrube macht und nicht werth ist, daß das Auge eines Vaters auf ihm ruht!"

Tante Fränzchen, die während dessen gewiß zehnmal lieber bis an den Hals in geschmolzenem Blei gesessen hätte als hinter der Suppenterrine,

die sie selbst eben erst vom Feuer geholt, konnte sich einer so directen Aufforderung natürlich nicht entziehen. Gewiß mußte sie sich selbst ebenfalls allen erdenklichen Zwang anthun, nicht zu stammeln noch roth zu werden. Indessen Uebung macht den Meister und so gelang es ihr, auch einige mehr oder minder zusammenhanglose Phrasen herauszustoßen, deren Sinn denn gewöhnlich dahin ging, daß sie mich ermahnte, den gütigen Vater um Verzeihung zu bitten und Besserung für ähnliche Fälle zu geloben.

Nun war meine Furcht, nicht Ehrfurcht, vor Herrn Nonnemann viel zu aufrichtig, als daß ich ihren Rath nicht stehenden Fußes hätte befolgen sollen — und so wäre der Friede vielleicht für diesmal glücklich hergestellt gewesen, hätte mich nicht ein ganz gewöhnlicher Kindertrotz verführt, schließlich, nachdem Abbitte und Vergebung und Alles zu Ende war und abgespielt hatte, in halb bittendem, halb schmollendem Tone hinzuzusetzen:

„Aber ich bin auch wirklich gar nicht roth gewesen oder wenn ich es gewesen bin, so ist es nur von der Hitze gewesen . . . ."

Man schelte diesen Kindertrotz nicht; in jedem menschlichen Wesen, mag es auch erst halb erwach-

sen, erst halb zum Bewußtsein seiner selbst gekommen sein, lebt ein gewisses instinctmäßiges Gefühl der Wahrheit, das sich nicht ungerächt beugen und niederdrücken läßt. Das Kind, das wegen eines leichten Fehlers über Gebühr gescholten wird, weiß freilich nicht die Grenze anzugeben, wo die Zurechtweisung das ihr zukommende Maß überschreitet. Aber davon, daß dies Maß überschritten, daß ihm mit Gewalt ein Vergehen aufgeredet wird, welches es doch kaum halb begangen — davon hat es allerdings ein sehr deutliches Gefühl und dies Gefühl ist es, was das Kind verleitet, nun auch den kleinen Fehler in Abrede zu stellen, den es wirklich begangen hat. Mit Milde, nach dem Maß seines Irrthums zurechtgewiesen, würde es denselben ohne Zweifel nicht blos empfinden, sondern auch zugestehen; jetzt, da man sein kleines Unrecht benützt, ihm ein viel größeres anzuthun, von dem es sich frei fühlt, sucht es in seinem kindischen Verstande gewißermaßen das Gleichgewicht wieder herzustellen, indem es nun auch das leugnet, was es wirklich begangen hat; Uebertreibung gegen Uebertreibung, Unrecht gegen Unrecht. Eltern und Erzieher werden wohl thun auf diesen Punkt zu achten; er kommt

weit häufiger vor und trägt viel bedenklichere Früchte, als man für gewöhnlich ahnt.

Siebentes Capitel.

Im Garten.

Allein solchen Erwägungen Raum zu geben, war mein Pflegevater, der ja von sich selbst fest überzeugt war, alle Weisheit der Erde allein zu besitzen, nicht der Mann; hätte man ihm damit kommen wollen, so würde er sie für Spitzfindigkeiten (ein Ausdruck, den er ganz besonders liebte, obgleich, wie ich späterhin zu bemerken glaubte, Niemand mehr zu Spitzfindigkeiten neigte, als er selbst) erklärt haben und damit wäre die Sache dann erledigt gewesen.

Sowie ich mich also durch meinen kindischen Unverstand verleiten ließ, ihm eine Antwort zu geben, gleich der oben mitgetheilten, so war das nicht anders, als wenn Schießpulver auf einen verglimmenden Docht geschüttet wird — so fuhr er in die Höhe und so entbrannte aufs neue die kaum gedämpfte Flamme seines Zornes.

„Ei ja, ei so," rief er, indem er das Tellertuch entrüstet aus dem Knopfloch riß, zunächst unter dem fetten dicken Halse, wo es während der Mahlzeit für gewöhnlich befestigt war: „Die junge Mamsell ist ja sehr gewandt im Unterscheiden, sehr spitzfindig, ich muß es sagen! Also gar nicht roth gewesen oder wenn roth gewesen, doch blos von der Hitze? Und wovon Hitze, wenn ich fragen darf?!" wobei er mit den breiten großen Nasenlöchern in der Luft schnoperte, als ob es sich darum handelte, die Spur irgend eines Verbrechens zu entdecken: „Ich spüre nichts von Hitze, es ist eine ganz milde behagliche Luft, eine Luft, wie der allgütige Gott sie seiner Creatur eben für zuträglich hält, und das können wieder nur undankbare und schlechte Creaturen sein, welche die Weisheit Gottes meistern und Wind und Wetter anders haben wollen, als er es in seiner Allmacht bestimmt hat ...."

Natürlich war ich von diesem und jedem ähnlichen Frevel so weit entfernt, daß ich bis zur Stunde noch gar nicht darüber nachgedacht hatte, woher das Wetter eigentlich stamme und ob der liebe Gott oder wer sonst dasselbe mache. Der Eifer des Herrn Nonnemann jedoch nahm keine derartigen Entschuldigungen an und daher, statt

meine Sache zu verbessern, verschlimmerte ich sie nur noch, indem ich mit mühsam verhaltenen Thränen stammelte:

„Ich habe im Garten gespielt . . . . .“

Hier entfielen dem Würdigen vor Ueberraschung Messer und Gabel; erst starrte er einige Augenblicke an die Decke, dann an die Erde, und da die eine nicht wankte und die andere sich nicht aufthat, mich zu verschlingen, und da auch Tante Fränzchen den Blick, den er demnächst auf sie warf, nicht zu erwiedern wagte, so brach er endlich los:

„Also gespielt,“ rief er, „ja nun freilich, da ist mir Alles klar. Wer spielt, ist ein Müssiggänger und Müssiggang ist aller Laster Anfang. Es ist doch,“ rief er, indem er, wie völlig erschöpft, den Teller von sich schob und sich tief in den alten schmierigen Großvaterstuhl zurücklehnte, der ihm für gewöhnlich als Herrschersitz diente — „es ist doch rein zum Verzweifeln, was ich mit diesem Kinde für Noth habe! Wie ruhig könnte ich leben ohne diese Last und welch' ein armer thörichter Sclave bin ich, daß ich sie mir aufgeladen habe! Spielen! Spielen im Garten, daß sie roth und erhitzt zu Tische kommt und durch ihr widerwärtiges Antlitz mir das arme bischen Appetit verdirbt! Wer heißt

Dich spielen? Wo hast Du je von mir eins jener Fallstricke des Teufels bekommen, welche die thörichte Einfalt schwachherziger Menschen Spielzeug nennt? Aber es liegt im Blut, ganz gewiß, es liegt im Blut," setzte er erschöpft hinzu und doch zugleich mit einer gewissen Beruhigung darüber, daß er nun den Schlüssel gefunden, woher einem sechs- oder achtjährigen Kinde, einem Kinde, das er erzog, die verbrecherische Neigung kommen konnte zu spielen: „Und was hat man gespielt, wenn ich fragen darf?"

„Steinchen gesucht," erwiederte ich trotzig.

„So? Steinchen gesucht? Nun das wird ja immer hübscher," fuhr der Haustyrann fort, der jetzt im besten Zuge war und ein wahres diabolisches Vergnügen daran fand, mich armes zitterndes Kind immer tiefer in die Todesangst zu hetzen: „Steinchen gesucht, mir die Erde zerwühlt, meine Beete zertreten — o ja, das sind die Früchte des Spiels, das kommt davon, wenn man dem Herrgott den Tag abstiehlt, statt sich von früh auf an eine nützliche Beschäftigung zu gewöhnen . . . . ."

Um die volle Schwere dieses Vorwurfs zu begreifen, muß man sich ins Gedächtniß zurückrufen, was ich schon vorhin andeutete: nämlich daß dieser soge-

nannte Garten, über dessen Verwüstung Herr Nonnemann jammerte, in Wahrheit nicht mehr noch weniger war als ein ödes wüstes Stück Land, zunächst an unserem Hause gelegen und von ihm und den Nachbarhäusern dermaßen eingeschlossen, daß Luft und Sonne Mühe hatten, nur den Weg dahin zu finden. Ich habe mich seitdem selbst etwas in der Gartenzucht versucht und zweifle, ob selbst der beharrlichste Fleiß und die größte Sorgfalt im Stande gewesen sein würden, auf diesem öden, feuchten, ungesunden Fleck etwas Anderes zu ziehen als höchstens Schierling und Nesseln — nun, und die wuchsen schon von selbst. Herrn Nonnemann in seiner Allwissenheit entging natürlich auch dieser Umstand nicht, und so machte er auch niemals den geringsten Versuch, der natürlichen Unfruchtbarkeit und Verwilderung dieses Fleckchens Erde durch die Kunst entgegen zu arbeiten. — Ein alter knorriger Birnbaum, der dicht am Seitengebäude unseres Hauses stand, war noch das Einzige, was ihm einen gewissen gartenähnlichen Anstrich verlieh. Der Baum war uralt, und wenn er sich auch durch die Frühlingssonne zuweilen verleiten ließ, hier und da ein Blüthchen anzusetzen, so war er doch schon viel zu hoch in Jahren, und auch der Platz,

wo er stand, war viel zu ungünstig, um je eine dieser Blüthen zur wirklichen Frucht zu entwickeln.

Genäschigkeit also war es nicht, was mich an den alten Birnbaum fesselte — und doch war es mir unter seinem Schatten ein unendlich lieber Platz, ein Platz, wo ich manchen halben Tag verträumte und zu dem ich regelmäßig von jedem frohen und traurigen Ereigniß meines Kinderlebens (nämlich wenn von den ersteren überhaupt die Rede gewesen wäre) zurückkehrte. Man vergegenwärtige sich nur die trostlose Verlassenheit, in der ich lebte, um diese seltsame Liebhaberei zu einem alten halb verrotteten Birnbaum zu begreifen. Es war doch wenigstens etwas Anderes, als diese starren, feuchten Mauern, von denen ich übrigens auf allen Seiten umgeben war; es war doch etwas Lebendiges, etwas, woran ich eine Veränderung, ein Fortschreiten, ein Wachsthum verspürte, mitten in der entsetzlichen Einförmigkeit und Regelmäßigkeit meiner Jugendtage. Da hing doch im Winter der Schnee auf den Aesten und bildete zierliche demantfunkelnde Sternchen, an denen meine jugendliche Bewunderung sich nicht satt sehen konnte; da trat im Frühjahr der Saft in die Zweige und dicke braune Knospen, verwundersam anzufühlen, von eigenthümlich würzigem Geruch,

quollen mir entgegen; da brachen die Knospen endlich auf und kleine zarte grüne Blätter, so weich, so würzig, daß ich sie oft im Spiel zwischen den Zähnen zermalmte, lachten mich an, durchwirkt mit prächtigen weißen Blüthen, die mir den Schnee des Winters noch einmal und in wie viel lieblicherer Gestalt vor Augen führten; da verirrte sich, von dem süßen Duft der Blüthen angelockt, wohl gar ein Bienchen in diesen einsamen Winkel und mit Staunen und andachtsvoller Freude sah ich, wie das kleine emsige Thierchen den goldgestreiften haarigen Leib in den Kelch der Blüthe vergrub, um bald darauf mit süßem Staub beschwert, langsamen Flugs, leise summend mit den kleinen goldenen Flügelchen, davon zu schweben — wohin? ich wußte es nicht: aber für mein Leben gern wäre ich mit ihm davon geeilt und wäre ihm gefolgt in andere, wärmere, freundlichere Gegenden.

Und wenn nun im Lauf des Sommers der alte knorrige Stamm sich endlich völlig belaubt hatte, o welche Lust war das, auf dem feuchten Rasen zu seinen Füßen im Schatten zu liegen und die goldgrünen Ringelchen der Blätter sich auf Hals und Angesicht spielen zu lassen! Ich lag und starrte in das Blättermeer über mir und je länger ich lag und je tiefer ich starrte, je unergründlicher ward das Meer,

je dichter quollen seine grünen Wogen, je mächtiger wölbten sie sich über mir. Ja gewiß, in solchem grünen Blättermeer mußte meine Mutter wohnen, die schöne unglückliche Florine; wenn die Blätter säuselten, so war es mir, als vernähme ich ihre Stimme; jedes herabgewehte Blättchen las ich begierig auf und drückte es an mein Herz und küßte es — es wäre eine Botschaft, dachte ich, die sie mir gesendet. Ja zuweilen, besonders wenn ich durch irgend etwas im Hause so recht betrübt war (und an Gelegenheit dazu fehlte es mir wahrlich nicht), erwartete ich geradezu, die grüne Blätterhülle müßte sich theilen und heraus müßte Florine treten, mit dem Strahlenkranz auf dem Haupte, just wie die Sonne, wenn sie den Wipfel meines geliebten Baumes vergoldete, und müßte mich an sich ziehen und mich mit sich nehmen, zu den kleinen fleißigen Bienen, in ein Land, wo ewig die Sonne schien — und wo es ganz besonders auch keinen Herrn Nonnemann gab mit weißem gesteiften Halstuch und den großen gläsernen Augen, die mich immer bis auf den Grund meiner Seele zu durchforschen schienen.

Ach und wenn nun gar, wie es zuweilen geschah, ein verirrtes Vögelchen sich auf dem Birnbaum niederließ und piepsend und die Federn sträubend und das

Schnäbelchen gegen die braunen knorrigen Aeste wetzend, lief es hin und her und hüpfte von Ast zu Ast und sah mich an mit den klugen goldbraunen Aeugelchen — o in der That, das war ja eine Freude, gegen die alle Trübsal und aller Kummer meines sonstigen Lebens in Vergessenheit sank! Selbst die kleinen flinken Käferchen, die zur Sommerzeit den alten morschen Stamm auf- und niederkrochen, alle so eifrig und mit solcher Sicherheit des Wegs, als hätten sie die allerwichtigsten Besorgungen, waren meine Freunde; Stundenlang konnte ich ihnen zusehen und konnte Gespräche mit ihnen führen in meiner Art und ihnen Aufträge geben an meine Mutter, von der ich wähnte, sie wäre eingeschlossen im Innern des Baumes und es brauchte nur einmal eines rechten warmen goldigen Sonnenscheins, so müßte der Stamm sich ja aufthun und meine holde Mutter trete hervor!

Achtes Capitel.

Das Opfer der Pflicht.

Ganz in Abrede stellen also konnte ich es dem Herrn Nonnemann nicht: ich verträumte und ver-

tändelte allerdings viel Zeit in dem sogenannten Garten, wennschon ich an der Verwüstung desselben, deren er mich anklagte, sehr unschuldig war — aus dem einfachen Grunde, weil es hier überhaupt nichts zu verwüsten gab. Nun aber, ist denn das wirklich wohl solch ein Verbrechen, wenn ein armes thörichtes Kind, ein Kind, um das sich Niemand so recht bekümmerte und das auch (aus Gründen, die ich später noch erörtern werde) noch gar keinen regelmäßigen Unterricht genoß — wenn, sage ich, ein solches Kind seine Zeit damit verbringt, bunte Steinchen zu sammeln und den Vögeln und Käferchen zuzusehen, die durch das Laub schlüpfen? Ach die meisten Kinder sind in ihrer Einsamkeit viel glücklicher als man es ahnt; nicht die Einsamkeit und auch nicht einmal der scheinbare Müssiggang ist es, der sie verdirbt, sondern umgekehrt, die unpassende Gesellschaft, in die man sie bringt und die noch unpassenderen Arbeiten, die man den Aermsten aufnöthigt, lange bevor es Zeit dazu ist.

Allein auch diese Betrachtungen waren meinem Pflegevater (— ist es nicht seltsam, daß ich noch jetzt, nach so vielen Jahren, mich nicht überwinden kann, ihn Vater zu nennen?) ein verschlossenes Buch; er fuhr fort zu toben und zu zanken und über einen

Schaden zu jammern, den selbst ein Elephant, wenn er in unser Gärtchen gerathen wäre, ihm nicht hätte anrichten können.

Eine Weile ertrug ich das mit möglichster Gelassenheit. Mit der Zeit indessen, da er gar nicht aufhörte zu toben und zu zürnen, regte sich mein Widerspruchsgeist denn doch auch und mit jener Keckheit, zu der selbst schüchterne Kinder sich auf Augenblicke emporschwingen, sobald sie den Erwachsenen eine Schwäche abgemerkt zu haben glauben, warf ich ihm im schmollenden Tone ein:

„Aber lieber Vater, warum schelten Sie mich so sehr? Andere Kinder spielen ja auch ....“

Und wenn jetzt der Leibhaftige, mit Hörnern und Klauen, wie Herr Nonnemann ihn zu schildern liebte, in das Zimmer getreten wäre und hätte sich zu uns an den Tisch gesetzt — Herr Nonnemann hätte nicht mehr erstaunen können, als er es über meine Frechheit that. Eine ganze Weile schnappte er links und rechts nach Luft, wie ein breitmäuliger Karpfen, der auf das Trockene geschleudert ist; endlich fand er sich zurecht und nun fielen die Streiche seiner Rede hageldicht.

„Wie doch?“ rief er, „höre ich recht? Andere Kinder? Wer sind andere Kinder? und wer bist

Du, daß Du Dich unterfängst, von andern Kindern zu sprechen? Weißt Du denn, wer Du bist? Weißt Du es wirklich?"

Wobei er mit gewaltiger Faust quer über den Tisch griff und mich schüttelte, daß mir die aufgelösten Locken wirr in die Augen flogen.

Aber das war gerade die richtige Art, mich immer trotziger und verstockter zu machen.

„Ich dächte doch," sagte ich, die kleinen Zähne auf einander beißend: „Ihrer Schwester Kind, Ihre Nichte, Herr Vater . . . . ."

In seiner Aufregung hatte Herr Nonnemann natürlich keine Zeit, den komischen Widerspruch zu bemerken, der in dieser Zusammenstellung lag. Wie er denn überhaupt nicht der Mann war, der für das Komische Sinn und Verständniß hatte oder seine Freude daran fand. Im Gegentheil, in seiner Umgebung mußte Alles ernst und feierlich zugehen, jedes Gelächter war ihm verhaßt, er nannte es das Triumphgeschrei der bösen Geister, welche in der Brust des Menschen verschlossen wohnten und nur auf die Gelegenheit lauerten, loszubrechen.

Darum vermochte also auch mein kindischer Widerspruch ihm kein Lächeln abzugewinnen. Vielmehr mit dem ernsthaftesten Gesicht von der Welt

und einem Augenverdrehen, wie ein Märtyrer auf dem Rade, wandte er sich zu Tante Fränzchen, stierte sie lange an und sagte dann im Tone völligster Resignation:

„Also dahin sind wir gekommen — sehen Sie wohl, Tante Fränzchen, wie Recht ich hatte, wenn ich behauptete, dies Kind sei eine Schlange, die wir am Busen nährten? Rückt sie mir ihre Herkunft vor — sie — mir — ihre Herkunft!!"

Und dabei verfiel er jetzt allerdings in ein Gelächter, das aber, der Himmel weiß es, nichts Fröhliches oder Komisches an sich hatte. Und dann mich dicht an seinen Stuhl zerrend:

„Ich will Dir sagen," fuhr er fort, „wer Du bist: das Kind einer Verworfenen, von der ich leider nicht läugnen kann, daß sie meine Schwester gewesen — aber sie ist es gewesen? Hörst Du? Gewesen: und wenn Du fortfährst auf dem Wege, den Du beschritten hast, nur zwei Schritte, einen einzigen, einen halben, ja ein einziges Fußaufheben noch, — so werde auch ich Dein Vater und Du wirst mein Kind gewesen sein. Dann geh' doch zu den ‚andern' Kindern, nach denen Dich so sehr verlangt, die Du beneidest in Deinem frechen unverschämten Sinne — geh' zu den Bettelkindern, denen

Du angehörst! Hungre mit ihnen, friere mit ihnen, denk' zurück, wenn Du Nachts auf faulem Stroh liegst, an das warme Bettchen, das meine Güte Dir verschafft hat — o, o," rief er, indem er mit langen dröhnenden Schritten die kleine niedrige Stube auf- und abstieg: „welch ein Thor ich bin, welch ein verwerflicher Thor, daß ich mich mit diesem Pack befaßt habe! Ich mußte es ja voraussehen, ich mußte ja wissen, was für ein Blut das ist — rückt mir ihre Herkunft vor! spricht von ihrer Mutter, ihrer verabscheuungswürdigen Mutter, deren Name nicht genannt werden soll unter meinem armen bürgerlichen, aber reinen, keuschen und friedlichen Dache! Ja in der That," (indem er ganz erschöpft in seinen Lehnstuhl zurücksank) „ich bin ein unglücklicher Mann, unglücklich durch fremde Schuld!"

Tante Fränzchen zerfloß in Thränen.

„Sie sind ein edler, großmüthiger Mann," schluchzte sie, „und mein sehr verehrter Herr Schwager, für den ich jeden Augenblick bereit bin, mein armes nutzloses Leben zu lassen; Menschen können Sie nicht belohnen für das, was Sie an uns Aermsten gethan haben und noch jeden Augenblick thun, aber der Himmel wird es. Auf die Kniee, auf die Kniee," rief sie, mit so viel Eifer, als ihre phleg-

matische und gutmüthige Natur erlaubte, indem sie mich mit sanfter Gewalt niederzudrücken suchte: „Auf die Kniee und bitte Deinem gütigen, Deinem allzugütigen Herrn Vater ab, was Du an ihm verbrochen! Ach Gott, der arme Wurm ist ja noch so jung, er weiß wohl eigentlich noch gar nicht, was er thut, er hat ja noch keine Ahnung —"

Ein Zornblitz aus den Augen des gestrengen Herrn Schwagers schloß dem gutmüthigen Weibe den Mund; dann, in Nachdenken versunken, wiederholte er:

„Aber der Himmel wird mich belohnen — nun ja, der Himmel! Er ist auch der Einzige, der Himmel, der meine Sorgen kennt und weiß, unter welcher Last ich keuche. O, ich könnte wohl auch ein anderer Mann sein als ich bin, ich könnte wohl auch einen wohlklingendern Titel haben und ein reichlicheres Einkommen und könnte mit vornehmen Leuten Bekanntschaft pflegen und brauchte nicht in diesem alten dumpfigen Vorstadtwinkel zu stecken; ja ich könnte auch eine liebe Frau haben und liebe kleine wohlgezogene Kinder, die mich nicht zu Tode ärgern würden, wie dies ungerathene Wesen — —"

Der Gedanke, daß Herr Nonnemann noch mehr Kinder haben wollte, das hieß also nach meinen

Begriffen, noch mehr arme Wesen, die er martern und plagen könnte zu seiner Belustigung, kam mir in meiner Unschuld wiederum so überaus wunderbar vor, daß ich eine Bemerkung nicht unterdrücken konnte.

„Aber ich bin ja schon Ihr Kind," sagte ich — freilich im trockensten Ton und ohne den mindesten Anflug von Zärtlichkeit.

Auch hatte der erzürnte Mann keine Lust, auf meine kindische Einrede zu hören. Mit aufgeblasenen Backen, den Kopf tief hinten übergeneigt, fuhr er, zu Tante Fränzchen gewendet, fort:

„Denken Sie denn, Frau Schwägerin" (wenn er das gewöhnliche familiäre ‚Tante Fränzchen' mit diesem feierlichen ‚Frau Schwägerin' vertauschte, so war das allemal ein sicheres Zeichen der gewaltigsten Aufregung und Erbitterung) . . . . .

„Denken Sie denn," fuhr er fort, „Frau Schwägerin, daß ich nicht auch Blut habe wie andere Menschen? Denken Sie, daß ich nicht auch weiß, daß ein hoher luftiger Saal angenehmer ist als dieses niedrige dumpfe Zimmer oder daß es sich auf einem weichen schwellenden Canapé weicher sitzt als auf diesem alten zerrissenen Großvaterstuhl? Halten Sie mich für so blind, daß ich nicht wissen sollte,

meine Gestalt — und Gottlob, ich habe eine Gestalt, die sich kann sehen lassen trotz der von Kummer und Sorge ergrauten Haare, ich bin ein Mann, der in seiner Jugend streng gewesen ist gegen sich selbst und darum, so Gott will, einem langen, gesunden und gesegneten Alter entgegengeht — um nicht zu wissen, sage ich, daß meine Gestalt sich in einem feinen modischen Kleide besser ausnehmen würde als in diesem alten abgetragenen Büreaurock? O ganz gewiß, ich weiß das Alles, der Herr — sein Name sei gepriesen! — hat es mir an Verstand nicht fehlen lassen, ich kenne die Welt und weiß, wie es darin zugeht. Aber ich kenne auch meine Pflicht und weiß, daß es nichts Gottgefälligeres giebt und nichts, was uns mehr erhebt in unserm eigenen Bewußtsein, als wenn wir uns darbringen zum Opfer unserer Pflicht. Ich bin," rief er mit Emphase, „ein Opfer meiner Pflicht, ich thue nichts, denke nichts, treibe nichts als immer nur, wie ich meine Pflicht erfülle. Sie sind nun bald zehn Jahre in meinem Hause, Frau Schwägerin — sprechen Sie, reden Sie, bekennen Sie die Wahrheit vor Gott und den Menschen: haben Sie mich in dieser Zeit jemals meinen Pflichten untreu gesehen? Bin ich ein Trinker? Ein Spieler?

Besuche ich verbotene Häuser und treibe mich umher in der Gesellschaft der Leichtfertigen? Nein," bestätigte er sich selbst mit unnachahmlicher Würde, „ich trinke nicht, ich spiele nicht, die paar Wochen Urlaub abgerechnet, die ich alljährlich auf Geheiß meines Arztes im Bade verbringe, bin ich in meinem Hause festgewachsen wie die Schildkröte in ihrem Schild — keinen Menschen, behaupte ich, giebt es in der ganzen Stadt, der pünktlicher ist in seinen Geschäften und mehr Sorge darauf verwendet, auch seine Umgebung an Fleiß und Pünktlichkeit zu gewöhnen, ja ganz besonders an Pünktlichkeit ....."

Neuntes Capitel.

Der Mann nach der Uhr.

Letzteres war ein Stich, der eigentlich vornämlich gegen die arme Tante Fränzchen gerichtet war. Herr Nonnemann war nämlich, zu seinen übrigen mehr löblichen als angenehmen Eigenschaften, ganz besonders auch, was man einen Mann nach der Uhr nennt. Er war überhaupt ein arithmetisches Genie; wie er selbst dahin gepflanzt war

gleich einer runden großen fettbäuchigen Null, so waren auch, glaube ich, (oder habe es wenigstens längere Zeit geglaubt) Zahlen das Einzige, was seine trockene dürre Seele erfüllte. — Von seiner ungewöhnlichen Fertigkeit im Rechnen sowie überhaupt von seiner geschäftlichen Accuratesse haben wir bereits gehört. Im Kassenzimmer mochte das recht gut sein — nämlich wenn es überhaupt so war.....

Allein Herr Nonnemann übertrug jene Fertigkeit und diese Accuratesse auch in den Schoß der Familie, in das gewöhnliche häusliche Leben, wo er denn allerdings einigermaßen unbequem damit wurde. Alles in diesem Hause war geregelt nach dem Schnürchen. Nicht blos, daß jedem Stuhl und jedem Tisch sein bestimmter Platz angewiesen war, von dem er nicht gerückt werden durfte bei Leibesstrafe: auch den Menschen war vorgeschrieben, wie und wann und wie lange sie sich bewegen sollten und niedersitzen und wieder aufstehen, kurz, das ganze Haus war oder sollte doch nach der Absicht meines Oheims ein Rechenexempel sein, in welchem jede Ziffer stets glatt und rund auf ihrem Platze stand und wo daher auch das Facit jeden Augenblick klar dargelegt werden konnte. Dies, wenn ich ihn recht verstehe, war der Schlüssel zu diesem seltsamen

Charakter, alles Andere war Beiwerk, Manches vielleicht bloße trotzige Widersetzlichkeit der gemißhandelten Natur, hier dagegen lag der eigentliche Kern seines Wesens: nämlich in dem Fanatismus der Regelmäßigkeit, in der wahrhaft blinden Wuth, mit der er lebendige Menschen in bloße todte Ziffern, die unermeßliche Mannichfaltigkeit des Lebens in ein kaltes abstractes Rechenexempel zu verwandeln strebte. Daher diese Nüchternheit der Empfindungen, daher dieses nie rastende unheimliche Späherauge — sehr natürlich: er mußte ja fortwährend auf der Hut sein, ob die Maschine noch hübsch in Gang, ob kein Stiftchen sich verbogen, kein Rad falsch eingegriffen hatte. Daher aber auch dieser Haß gegen Alles, was nur irgend wie Freiheit oder Selbständigkeit der Entwickelung aussah; daher dieser eherne Ernst, der unwandelbar auf seinen Zügen lag — er selbst ein kalter fühlloser Mechanismus, der sich ewig nur nach hergebrachten Gesetzen bewegte; daher endlich der Ingrimm, mit dem er alle, auch die unschuldigsten Spiele der Phantasie verfolgte — wie hätte auch das freie luftige Kind des Himmels, die Schwester der Poesie, hineingepaßt in dies trübe, prosaisch abgezirkelte Werkeltagsleben?!

Tante Fränzchen, die, wie wir uns erinnern, selbst nur eine leidlich prosaische Natur war, stimmte in diesem letztern Punkt mit dem gestrengen Herrn Schwager vollkommen zusammen. Desto schwieriger fiel es ihr dagegen, sich an die Pünktlichkeit und Regelmäßigkeit zu gewöhnen, die Herr Nonnemann in seinem kleinen Haushalt verlangte und die allerdings noch über das Soldatische hinausging. Daß regelmäßig mit dem Glockenschlag das Essen auf dem Tische stehen mußte, davon will ich gar nicht erst sprechen; das ist ein häusliches Staatsgrundgesetz, das auch in andern, minder militärisch geregelten Haushaltungen besteht und bei dem sie sich wohlbefinden. Aber auch jede andere häusliche Verrichtung, selbst die kleinste, die unbedeutendste nicht ausgenommen, mußte bei uns auf die Minute, ja auf die Secunde vollzogen werden; wie jeder Tisch und Stuhl, so hatte auch jeder Teller, jedes Messer, jeder Löffel, jeder Topf in der Küche seinen vorgeschriebenen Platz und mit unerbittlicher Genauigkeit wachte Herr Nonnemann darüber, daß die vorgezeichnete mathematische Linie nirgend verletzt, die vorausbestimmte Secunde nirgend versäumt ward.

Nun war Tante Fränzchen gewiß eine musterhafte Hausfrau, — immer in ihrer Art, versteht sich —

die sich alle erdenkliche Mühe gab, das Hauswesen zusammen zu halten und Alles zum besten zu kehren. Allein einen Fehler hatte sie bei alledem, die gute Tante Fränzchen — einen sehr verzeihlichen, einen angeborenen Fehler, den sie mit aller Anstrengung nicht ganz überwinden konnte und dessen leiseste Aeußerung doch mehr als hinreichend war, ihr die härtesten Vorwürfe von unserm Haustyrannen zuzuziehen —: sie war ein wenig vergeßlich, die gute Tante; bei dem Eifer, mit dem sie alle Stücke des Haushaltes umfaßte, hatte sie so Vielerlei in den Kopf zu nehmen, daß sie regelmäßig die Hälfte davon wieder vergaß. Es war nicht Flüchtigkeit noch Theilnahmlosigkeit, im Gegentheil: Tante Fränzchen war, wie ich ihr schon nachgerühmt habe, eine der fleißigsten, sorgsamsten, gewissenhaftesten Hausfrauen, die sich finden ließen weit und breit. Ja sie war vielleicht zu gewissenhaft; hätte sie die Dinge etwas leichter genommen, hätte sie einen Unterschied gemacht zwischen Großem und Kleinem, Wesentlichem und Unwesentlichem, so würde sie vermuthlich im Stande gewesen sein, dem Ganzen, das auf diese Art einen gewissen inerlichen Plan, eine innerliche natürliche Ordnung bekommen hätte, noch weit besser vorzustehen, als sie ohnehin schon that. Jetzt dagegen, für das

Chaos von Geschäften und Vorsätzen und Einrichtungen, das sie jederzeit gleichmäßig im Kopf zu tragen suchte, mußten die Kammern ihres Gehirns nothwendig zu klein ausfallen, so daß die Hälfte davon bei der ersten Gelegenheit wieder herauspurzelte.

Aber freilich hätte dann auch der Herr und Gebieter unseres Hauses ein Anderer sein müssen als er war. Herr Nonnemann kannte ebenfalls keinen Unterschied zwischen wichtigen und unwichtigen, Haupt- und Nebengeschäften. Vielmehr war es ein Lieblingssatz von ihm, daß der Mensch Alles, was er thue, Großes wie Kleines, Nöthiges wie Ueberflüssiges, stets mit demselben Eifer thun müsse. Alle seine Gesetze waren sozusagen in Erz gegraben, Alles waren für ihn Ziffern, deren jede ihren bestimmten Werth hatte und von denen daher auch keine übersprungen oder sonst vernachläßigt werden durfte — die Summe des Tages wäre ja gleich eine andere geworden, es hätte ja nicht die vorschriftsmäßige Anzahl von Thürenauf- und Zumachen, von Stuhlrücken und Fensteröffnen, von Athemholen und Nasenschneuzen stattgefunden . . . .

Inzwischen erfordert die Gerechtigkeit anzuerkennen, daß vielbemeldeter Herr Nonnemann seine ehernen Gesetze nicht blos für Andere gab, sondern

er selbst war der Erste, der sie befolgte. Ja gerade in seinen eigenen Geschäften und Verrichtungen trieb er die Regelmäßigkeit zur alleräußersten Karrikatur. Es war ganz richtig, wessen er sich gegen Tante Fränzchen berühmte: er kam wirklich, seine alljährliche Ferienreise abgerechnet, nie aus dem Hause und auch im Hause selbst konnte kein Uhrwerk regelmäßiger gehen und pünktlicher die Stunde halten, als er es that. Täglich, genau zur selben Stunde, war er aus dem Bette; täglich, genau dieselbe Anzahl von Minuten, den Zipfel der hohen weißen Nachtmütze stets nach derselben Seite gedreht, steckte er den Kopf zum Fenster hinaus, stets erst nach dieser, dann nach jener Himmelsgegend, um sich von der Beschaffenheit des Wetters zu überzeugen; täglich brauchte er zu dieser Beobachtung dieselbe Zahl von Minuten, zog sich täglich mit demselben Räuspern aus dem Fenster zurück, schloß den klirrenden Flügel täglich mit demselben eigenthümlichen Kraftaufwand. Den Nachbarn ersetzte er auf diese Art wirklich eine Stadtuhr, die wir in unserer entlegenen Vorstadt nicht hatten; sie konnten sich fest darauf verlassen, sowie der weiße Nachtmützenzipfel des Herrn Rechnungsraths zum Fenster heraussah oder sowie die Scheibe unter seinem mächtigen Faustschlag klirrte, so

war es um die und die Zeit, und zwar unabänderlich jeden Tag und bei jeder Witterung.

Und wie er seinen Tag begonnen, so setzte er ihn fort; es war, wie ein Faden sich abspinnt oder wie eine gut geregelte Maschine sich um ihre Walze dreht. Das Merkwürdigste dabei und was mir als Kind immer das meiste Kopfbrechen machte, war die seltsam pedantische Art, mit welcher mein Pflegevater sein Kassenlokal besuchte. Dasselbe befand sich in einem Seitenflügel des von uns bewohnten Gebäudes, das mein Pflegevater überhaupt als Amtswohnung inne hatte. Doch hatte das Kassenlokal einen eigenen Eingang von der Straße her, durch welchen auch der Geschäftsverkehr stattfand. Ein zweiter Eingang führte unmittelbar aus unserer Wohnung quer durch den sogenannten Garten, ohne daß man dabei nöthig hatte, erst die Straße zu passiren. Allein wiewohl nun dieser Weg weit kürzer und bequemer war, so wurde er von Herrn Nonnemann doch niemals benutzt; er behauptete sogar, zu der Nebenthür, die im Uebrigen mit Schlössern und Riegeln wohl verwahrt war, gar keinen Schlüssel zu besitzen und ging Tag für Tag, Vor- wie Nachmittag, vollständig angekleidet, den Hut auf dem Kopfe, mit Stock und Handschuhen, zur Hausthür hinaus, in

einem weiten Bogen quer über die Straße, um zwanzig Schritte davon im Seitenflügel wieder hinein zu gehen.

Auch dieser Gang wurde täglich auf die Secunde vorgenommen, sowohl hin wie zurück, und diente den Nachbaren, die niemals unterließen, ihm aus allen Thüren und Fenstern ihr ‚Ergebenster Diener, Herr Rechnungsrath‘ zuzurufen, ebenfalls als ein untrüglicher Chronometer. — Mir als Kind machte diese wunderliche Gewissenhaftigkeit, den weiteren und unbequemeren, aber öffentlichen Weg, statt des näheren und bequemeren, aber minder sichtbaren zu wählen, ein ganz unbeschreibliches Vergnügen; ich mußte dabei, wie er in seiner ganzen großen riesigen Gestalt so aus einer Hausthür heraus- und gleich darauf in die andere hineinhuschte, immer an die Wettermännchen denken, die Versteck mit einander spielen und von denen auch wir ein Exemplar, sorgfältig von Herrn Nonnemann unter Controlle gehalten, am Fenster unserer Wohnstube hängen hatten. Der Gedanke, daß der große dicke Herr Nonnemann solch ein kleines putziges Wettermännchen agiren müsse, hatte etwas außerordentlich Belustigendes für mich und unzählige Male, trotz seines Verbotes, schlich ich ihm nach, um zu sehen, wie er hier hinaus und

dort hinein schlüpfte; ja nicht selten stachelte mich der Muthwille so, daß ich in die Hände schlug und ihm halblaut hinterdrein rief:

„Nonnemännchen, Wettermännchen! Wettermännchen, Nonnemännchen!"

O ihr seligen Thorheiten der Kindheit!!

Zehntes Capitel.

Tante Fränzchen.

Mit dieser Regelmäßigkeit Schritt zu halten, fiel der guten Tante Fränzchen, aus oben gemeldeten Gründen, nun freilich nicht leicht. Unter andern kleinen Schwächen hatte sie auch diese, daß sie niemals eine Uhr im Gang erhalten konnte; sondern theils aus Geschäftigkeit, damit die Uhr ja nicht stehen bliebe, theils um kleine Sünden im Punkt der Zeitversäumniß wenigstens scheinbar zu verdecken, öffnete sie das Gehäuse bald von rechts, bald von links, stellte die Zeiger bald vor- bald rückwärts und kurz und gut, bastelte so lange daran herum, bis das Räderwerk glücklich in Unordnung gebracht war.

Nach dem bisher Mitgetheilten kann man sich

leicht vorstellen, wie schwer mein Pflegevater gerade diesen Frevel gegen seine Hausordnung empfand; seine Uhren, äußerte er oft, (und er hatte ihrer in der That in jedem Zimmer zwei oder drei, wenn auch nur lauter altmodische, werthlose Gehäuse) wären ihm wie seine Augen, wer ihm an seine Uhren greife, das sei ihm gerade, als wenn ihm Einer das Auge im Kopfe verletzte . . .

Nun hatte Tante Fränzchen, nach einem in der menschlichen Natur sehr tief begründeten Widerspruch, wohl den Muth diesen Haupt- und Generalfrevel zu begehen, aber nicht, den begangenen einzugestehen. Wer weiß sich von jeder kleinen Unwahrheit rein? Es ist wahrlich meine Absicht nicht, Dornen zu häufen auf den Grabhügel, unter welchem Tante Fränzchen ausruht von ihrem mühseligen, arbeitsamen Leben, ich berichte nur eine Thatsache —: ohne daß sie es eigentlich direct mit Worten sagte, nur indem sie ihren eigenen Frevel hartnäckig verläugnete und in Abrede stellte, brachte sie es dahin, daß ich armseliger kleiner Narr für den allgemeinen Störenfried aller Uhren im Hause und damit auch der ganzen so künstlich geregelten Hausordnung selber galt.

Nun will ich nicht in den eben gerügten Fehler der guten drolligen Tante verfallen und will daher

nicht läugnen, daß das Räderwerk im Uhrkasten mit seiner geheimnißvollen rastlosen Bewegung allerdings einen gewissen mit Grausen gemischten Reiz für mich hatte; auch wird es schwerlich ein Kind geben, das diesen Reiz nicht empfände. Doch überwog bei mir das Grausen das Vergnügen; der grüne lebendige Baum, mit den säuselnden Blättern, den duftigen, bienenumflogenen Blüthen, war mir unaussprechlich lieber als das todte Uhrwerk, und darum gerieth ich auch nur höchst selten in die Versuchung, Herrn Nonnemann ‚die Augen im Kopf zu verletzen.‘

Dennoch mußte ich häufig dafür büßen — dafür, sowie für andere kleine Versehen, welche Tante Fränzchen sich zu Schulden kommen ließ. Es bestand, wie ich schon einmal sagte, zwischen ihr und meinem Pflegevater eine Art stillschweigenden Vertrags, wonach bei Allem, was im Hause Regelwidriges oder Verbotenes passirte, jederzeit i ch als der schuldige Theil betrachtet und demgemäß in Anspruch genommen ward. Daß diese Wahrnehmung, die meinem jugendlichen Scharfsinn unmöglich entgehen konnte, nicht dazu beitrug, mich artiger und folgsamer zu machen, brauche ich nicht erst zu versichern. Erfreulich dagegen würde es mir sein, wenn Andere sich

durch mein Beispiel wollten warnen lassen und ihre Kinder und Zöglinge, sowie überhaupt ihre Untergebenen stets nur für Das in Anspruch nehmen, was sie wirklich begangen haben; auch davon ist das Gegentheil weit häufiger als man denkt und namentlich, als man sich selber zugestehen will.

Uebrigens hatte Tante Fränzchen tausenderlei Mittel und Wege, mich für das kleine Unrecht, das mir auf diese Weise zuweilen widerfuhr, zu entschädigen. Sie war mein treuer Verfechter, soweit es nämlich ihre natürliche Schüchternheit sowie der unbedingte Respect zuließ, welchen sie ihrem Schwager, dem Herrn Rechnungsrath, zollte; wo sie mich nicht zu vertheidigen wagte, suchte sie das Gespräch wenigstens anders zu lenken oder mich sonst auf irgend eine Weise aus der Schußlinie zu bringen. —

So auch bei jener Tafelscene, von der ich vorhin berichtete. Herr Nonnemann hatte so eben die emphatische Frage an sie gerichtet, ob sie denn etwa glaube, daß er nicht auch seine Wünsche und Leidenschaften habe und ob irgend auf Erden ein Mensch gefunden werden könne, der sich mit größerem Heroismus seiner Pflicht zum Opfer bringe als er. Das waren die Momente, in denen Tante Fränzchens Einmischung von bewunderswerther Wirkung zu sein

pflegte; da vereinigten sich bei ihr weibliche Schlauigkeit, mütterliche Sorgfalt und aufrichtige, herzliche Empfindung, um ihr regelmäßig den Sieg zu verschaffen. Noch bevor Herr Nonnemann seine Frage ganz vollendet, hatte sie sich, unter fortwährendem heftigen Kopfnicken, langsam von ihrem Stuhl in die Höhe gerichtet; auch so reichte die kleine hagere Frau dem großen wohlbeleibten Herrn Schwager kaum bis unter die Schulter. Aber das erhöhte nur das Demüthige ihrer Stellung; mit gefaltenen Händen, unter strömenden Thränen, fast unverständlich vor häufigen Schluchzern:

„Nie, nie,“ rief sie, „hat ein Mensch auf Erden gelebt, der edler und gütiger und großmüthiger gewesen, als der Herr Schwager! Kein Fürst, kein König hätte mehr thun können an den Seinigen, als der Herr Schwager an uns, den unwürdigen Nachgelassenen seiner Geschwister, gethan hat! Aber dafür wollen wir auch sein Lob singen und unser Auge soll offen stehen in seinem Dienste Tag und Nacht; meine Söhne — Gott segne die braven Jungen! — sobald sie nur erst etwas gelernt haben und im Stande sind ihr Brod zu verdienen, sollen für ihn arbeiten, bis ihnen die Hände blutrünstig werden. Ich aber und dieses unglückliche Kind hier“ —

indem sie mich mit unwiderstehlichem Ruck neben sich niederzog — „dem der erleuchtete und großmüthige Herr Schwager die Sünde seiner Geburt nicht nachtragen wird — ich und dieses Kind — ach sehen Sie doch, liebster Herr Schwager, sie kniet ja schon und weint, daß ihr das kleine unartige Herzchen fast zum Munde hinaushüpft — Tag und Nacht wollen wir vor dem gütigen Herrn Schwager auf den Knieen liegen und jeder Wink von ihm soll uns wie ein Befehl von Gott sein — von Gott, dem der Herr Schwager gleich an Wohlthun und Erbarmen und Langmüthigkeit!"

Das waren nun ohne Zweifel sehr dick aufgetragene Farben. Allein der derbe, hausbackene Geschmack meines Pflegevaters liebte dieses etwas grelle Colorit; er ließ uns erst noch ein Weilchen vor sich auf den Knieen rutschen, dann reichte er uns seine plumpen feuchten Hände, eine nach der andern, zum Küssen und endlich mit der Gewißheit, heut an keinen Verdauungsbeschwerden zu leiden, erhob er sich, um seinen alltäglichen Mittagschlaf zu halten, der regelmäßig jedesmal fünfundzwanzig und eine Viertelminute dauerte; höchstens daß mir noch im Abgehen ein halb ernsthafter, halb scherzhaft gemeinter

Klaps auf den Kopf zu Theil ward, nebst einen halblaut durch die Zähne gemurmelten:

„Sie ist und bleibt doch eine Schauspielerdirne . . . .“

Eilftes Capitel.

Weise Rathschläge.

Das Beste bei diesen leidenschaftlichen Auftritten war noch immer dies, daß danach regelmäßig eine längere Pause entstand, während welcher Herr Nonnemann sich durch nichts aus seiner gewöhnlichen Schweigsamkeit herausbringen ließ; gleichsam als müßte er die Worte wieder einbringen, mit denen er bei solchen Gelegenheiten in der That etwas freigebig gewesen, wurde er danach jedesmal doppelt still und in sich gekehrt und gab seine Willensmeinung nur durch einzelne abgebrochene Laute oder gar nur durch Winke und Zeichen kund.

Für mich war das immer eine sehr erbauliche Zeit. Es war zwar, bei Licht besehen, noch immer ein bedauernswerthes Loos für ein armes sechs- oder achtjähriges Kind, zwischen einem so unerschütterlich

ernsten schweigsamen Manne, wie mein Pflegevater, und einer Frau dahin zu leben, die, wie Tante Fränzchen, zwar herzensgut war, aber in Gegenwart des Hausherrn vor unbegrenztem Respect ebenfalls kein Wort über die Lippen zu bringen wagte. Aber theils kannte ich es nicht besser, theils war auch diese drückende schwüle Stille noch immer eine Wohlthat gegen die Zornausbrüche des Herrn Nonnemann und die unaufhörlichen Fragen und Quälereien und Zurechtweisungen, mit denen er mich zu andern Zeiten heimsuchte.

Auch auf Tante Fränzchen machten jene heftigen Scenen lange nicht den Eindruck, wie man nach der Zerknirschung, die sie dabei zeigte, hätte erwarten sollen. Im Gegentheil, zu meiner Bewunderung bemerkte ich, daß sie regelmäßig, sowie der Oheim das Zimmer verlassen hatte, sich die Thränen aus den Augen wischte, vor den Spiegel trat (sie war trotz ihrer vorgerückten Jahre und trotz ihres wenig gefälligen Aeußern in ihrem Anzug immer noch von großer Sauberkeit und Gefälligkeit,) sich die in Unordnung gerathene Haube zurechtrückte, vielleicht noch hier und da ein Rindchen Brod zusammensuchte und dann der Magd rief und sie beim Abräumen unterstützte, so heiteren

Angesichts und mit solcher Unbefangenheit, als wäre nicht das Mindeste passirt.

Anfangs machte diese Wahrnehmung einen ganz außerordentlich peinlichen Eindruck auf mich; ich hatte die Tante wirklich aufrichtig lieb und konnte es mir mit der Vorstellung, die ich von ihrer Treue und Wahrhaftigkeit begte, nicht zusammenreimen, daß sie Weinen und Lachen, wie man es in jener Gegend mit einem etwas plebejen, aber nicht unrichtigen Ausdruck bezeichnet, so völlig in einem Sacke führte. Als ich ihr eines Tags meine Verwunderung darüber mehr andeutete als eigentlich aussprach (denn zu Letzterem war ich mir ja selbst noch lange nicht klar genug), so ging sie sogleich bereitwillig auf den Gegenstand ein und ließ sich, mit jener Redseligkeit, die ihr wohl eigentlich natürlich war und in die sie sehr leicht verfiel, sobald sie Herrn Nonnemann im Weiten wußte, folgendermaßen darüber vernehmen:

„Du wunderst Dich, mein Kind," sagte sie, „daß ich meine Angst und meinen Schrecken so leicht verwinde und mir den Unwillen Deines theuren Vaters scheinbar so wenig zu Herzen nehme. Dies Letztere ist keineswegs der Fall; ich achte, ehre und fürchte ihn aufrichtig, und will mich ihm dankbar

und treu beweisen, solange mir die Augen offen stehen; er selbst, wenn ich sie einmal geschlossen habe, wird schon noch dahinter kommen, was er eigentlich an mir besessen hat."

„Was aber," fuhr sie fort, indem sie sich behaglich auf den kleinen niedrigen Schemel kauerte, der ihr gewöhnlich zum Ruheplatz diente — „was das Andere betrifft, daß ich mir seines Spectakelns halber nicht gleich die Haare ausraufe, so wirst Du, mein Kind, mit den Jahren ebenfalls noch erfahren, was das eigentlich zu bedeuten hat, und daß keine verständige Frau, mag das nun Gattin oder Schwester oder Dienerin sein, es anders macht. Siehst Du, mein Kind, ich kenne die Männer und weiß, wie sie es halten. Mein Seliger war ein wahres Lamm von Menschen, es ist mir noch immer unbegreiflich, wie zwei Brüder so verschieden ausfallen können — aber siehst Du, seinen Spectakel wollte er mitunter auch machen, und jemehr ich ihm darin nachgab und je verzweifelter ich mich geberdete, je wohler war es ihm und je eher hörte er wieder auf. Glaube doch nur nicht, daß die Männer selbst es so ernsthaft damit meinen; es ist ihnen, denk' ich mir, damit, wie uns Frauen mit dem Scheuern und Waschen: da muß auch ein bischen Spectakel dabei sein, wenn es uns

freuen soll, auch wenn es gar nicht nöthig wäre; es ist dem Menschen eine Erleichterung, er arbeitet sich damit, sozusagen, aus sich heraus, er probirt, wessen er noch fähig ist, und was er wohl zu thun im Stande wäre, wenn er einmal in die Nothwendigkeit käme, wirklich und ernsthaft wüthend zu werden."

„Ueberhaupt, Schatz," fuhr sie in ihren weisen Rathschlägen fort, „merke Dir das für die Zukunft, es ist ein gewichtiges Wort, was ich Dir jetzt sagen will, und wenn Du es recht beachtest und Dich darnach richtest in Zukunft, so wirst Du wunderbare Früchte davon verspüren: — der klügste Mann ist noch immer ein Schwachkopf gegen die einfältigste Frau. Ich bin eine von den Einfältigsten, ich weiß das recht gut — woher sollte ich auch den Verstand haben? woher und wozu? Ich bin kleiner Leute Kind, mein guter seliger Mann, außer wenn er auf der Kanzel stand, war auch kein besonderes Licht, meine Jungen sind im Waisenhaus und ich werde es mir als ein großes Glück schätzen, wenn sie einmal so etwas werden wie Registrator oder Calculator, oder auch nur ein tüchtiger Handwerker. Handwerk, mein Kind, hat goldenen Boden — also wozu sollte mir der Verstand? Aber so einfältig ich bin, einen solchen großen Herrn, wie den Herrn

Schwager, mit all seiner Weisheit, dennoch heimlich am Fädchen zu führen, dazu bin ich noch immer klug genug.“

„Das ganze Geheimniß, mein Kind,“ lehrte sie weiter, indem sie mit großer Ernsthaftigkeit die Falten ihrer Schürze zurecht strich — „das ganze Geheimniß besteht darin, daß wir Frauen zwar wissen, was die Männer wollen, aber daß wir niemals die Männer errathen lassen, was wir selbst so eigentlich im Schilde führen. Und dazu ist Unterwürfigkeit und Demuth, am rechten Flecke und mit dem richtigen Nachdruck angebracht, das allersicherste Mittel; das schmeichelt den Männern, und Eitelkeit ist ein Kraut, das glaube mir, dem vielleicht wenig Frauen widerstehen, aber ganz gewiß kein einziger Mann. Sie wollen die Herren der Schöpfung sein — nun ja doch, seid es: aber so sind wir wenigstens eure ersten Minister, und ein Minister, habe ich mir sagen lassen, ist heut zu Tage ein wichtiger Mann im Staate, und hat soviel zu entscheiden als der König selbst. Die Hauptsache bleibt immer, daß sie an ihre Herrschaft glauben; Glauben macht selig, das ist ein alter Spruch, über den mein seliger Mann gar erbaulich zu predigen wußte. ...“

Und in dieser Art setzte sie ihre eigene Predigt

noch lange fort. Ich hörte das mit an, wie Kinder zu hören pflegen: nämlich so, daß es in das eine Ohr hinein ging und zum andern wieder heraus. Will Jemand dagegen erinnern, daß diese natürliche Flüchtigkeit des Kindes niemals so groß, daß nicht doch hie und da ein Korn im Boden der Seele haften bleibt, das sich dann mitunter gar wunderlich entwickelt und Früchte bringt, vielleicht nach langen Jahren, an welche weder die Erwachsenen noch das Kind gedacht haben, so muß ich mir auch das gefallen lassen. Ja ich thue noch mehr: ich räume selbst ein, daß mein eigenes Leben ein verhängnißvolles Beispiel dafür bietet. So unschuldig diese und ähnliche Rathschläge meiner guten Tante ohne Zweifel auch gemeint waren — man bedenke nur immer, daß sie dieselben einem Kinde ertheilte, für das Mann und Frau und Ehe noch völlig leere, bedeutungslose Namen waren — so kann ich doch nicht in Abrede stellen, daß sie allerdings auf mich gewirkt haben, wenn auch in anderer Weise als meine Tante beabsichtigte. Sie wollte mich unterwürfig und fügsam machen — aber gerade diese Unterwürfigkeit und Fügsamkeit, dies Schmeicheln und Heucheln, wie ich es in meinem kindischen Sinne nannte, widerte mich an, ich prägte

mir nur den einen Satz ein, daß die Männer ohne Ausnahme schwache Geschöpfe, und daß eine leidlich gescheidte Frau mit ihnen machen könnte was sie wolle. Der Weg dagegen, auf dem ich dies Ziel zu verfolgen beschloß, war gerade der entgegengesetzte: immer, wo es vielleicht ganz am richtigen Ort gewesen wäre, sich zu fügen und nachzugeben, stand mir das Bild meiner Tante vor Augen, wie sie vor meinem Oheim auf den Knieen rutschte und schier in Thränen zerfloß — und kaum daß er den Rücken gewandt, so stand sie höchst harmlos auf, rückte sich die Haube vor dem Spiegel zurecht, und konnte mit der behaglichsten Miene das gleichgiltigste Gespräch anknüpfen. Das, wie gesagt, schien mir eine Erniedrigung; mein Stolz, dies verhängnißvolle Erbtheil meines Blutes, empörte sich bei dem Gedanken an die unwürdige, heuchlerische Rolle, welche ich spielen sollte; absichtlich verhärtete ich mein Herz, ich wurde schroff und heftig und suchte durch Eigensinn und falsche Beharrlichkeit zu erreichen, was ich mich schämte, durch Sanftmuth zu erlisten — warum auch nicht? die Männer waren ja alle so lenksam und wir Frauen hatten ja soviel Gewalt über sie!

Ja, gute Tante Fränzchen, ich kann Dir und Deinem Gedächtniß das Geständniß nicht ersparen,

daß Du mir mit Deinen wohlgemeinten Rathschlägen vielen Schaden gethan hast und daß wohl Manches in meinem unglücklichen Lebensgange anders gekommen wäre, hättest Du mich nicht zu frühzeitig und mit allzugroßer Selbstgewißheit von der Unwiderstehlichkeit der Frauen überreden wollen. Ich glaubte Deinen Worten — glaubte ihnen zu einer Zeit, da ich Alles hatte, was mich mit Recht darin zu bestärken schien: Jugend, Leidenschaft und vielleicht auch ein wenig Schönheit — und habe es gebüßt mit dem Glück und der Ruhe meines Lebens.

Aber darum soll mir Dein Andenken doch heilig bleiben, gute Tante Fränzchen; ich weiß ja wie Du es gemeint hast und daß, indem Du mein Herz mit unbedachten Rathschlägen vergiftetest, es Dir weit weniger darum zu thun war, daß ich Dich hörte, als daß Du endlich, endlich einmal in einem unbefangenen Geplauder Deine gepreßte Seele ausschütten konntest, und sollte es auch nur in das Ohr eines Kindes sein!

Zwölftes Capitel.

Ein Trost.

Bei alledem war und blieb ich in einer traurigen Verlassenheit, und auch die offene und versteckte Theilnahme der guten Tante vermochte mich nur wenig zu trösten.

Weit mehr des Trostes dagegen fand ich bei einer dritten Person, die ich bisher absichtlich mit Stillschweigen übergangen habe und die auch in dem Haushalt meines Oheims in der That nur eine sehr untergeordnete Rolle spielte: eine Person, von der ich unliterarisches Frauenzimmer nicht einmal weiß, ob es gestattet ist, sie in diese Bekenntnisse mit einzuführen, und die ich doch nicht übergehen darf, weil sie in meinem Jugendleben eine der wichtigsten und — daß ich es nur gleich hinzusetze — der verhängnißvollsten Rollen gespielt hat.

Das war unsere alte Köchin, die alte Dörte, wie sie genannt ward: ein altes Erbstück des Nonnemann'schen Hauses, das in mir schon die dritte Generation heranwachsen sah und das an allen Leiden und Freuden der Familie treulichen Antheil genommen hatte. — Heutzutage, bei der schnellen,

unsteten Art, in der das gegenwärtige Geschlecht lebt, sind diese alten Hausmöbel (wie man sie zu meiner Zeit scherzweise nannte) wohl längst ausgestorben; die junge flatterhafte Welt, die heute hier, morgen da ist, kann diesen Schatz von Ergebenheit und Treue nicht mehr gebrauchen, die Anhänglichkeit solcher alter Wesen würde ihr zur Last sein — und vielleicht hätte sie auch Grund, die Erinnerungen zu scheuen, die Einen aus solchem alten runzlichen Gesicht anblicken, auch ohne daß sich der Mund öffnet....

An Runzeln fehlte es der alten Dörte nun nicht und auch nicht an Erinnerungen; sie war ein richtiger ‚Küchendrache', bärbeißig, launenhaft und nur gegen mich armes Nesthäckchen von unerschöpflicher Geduld und Güte. Vater und Mutter hatte ich nicht: aber wenn es irgend etwas gab, was mir die Hand der Eltern ersetzen konnte, so war es die harte, schwielige Faust dieser alten Köchin.

Sie war, wie solche Leute zu sein pflegen, schweigsam und mürrisch; um die Gegenwart kümmerte sie sich wenig mehr und auch von der Vergangenheit sprach sie nur selten und in besonders guten Stunden. Aber wie ich es verstand, diese guten Stunden herbei zu führen! Wie ich sie umschmeichelte und ihr die alten gebräunten Wangen

mit meinen kleinen rosigen Händen klopfte, bis sie anfing zu lächeln und der alte zahnlose Mund floß über von köstlichen Geschichten!

Nicht von Märchen und alten Liedern, wie dergleichen Personen sonst wohl der Jugend mitzutheilen lieben; dazu war unsere alte Dörte viel zu ernst und viel zu finster, vielleicht auch schon zu abgestumpft. Aber sie wußte, was besser war als Lieder und Märchen — sie wußte von meiner Mutter!

Ich habe bereits gesagt, daß die alte Dörte von Geschlecht zu Geschlecht in der Familie fortgeerbt war. Auch die drei Geschwister, als deren einziger Ueberrest Herr Nonnemann in der Fülle seines wohlgepflegten Leibes unter den Sterblichen wandelte, hatte sie nicht blos gekannt, sondern sie hatte sie auch geboren werden, aufwachsen und ins Leben treten sehen.

Auf den gegenwärtigen Herrn Kassenrendanten — oder damit wir die Dehors ebenfalls gehörig inne halten, Herrn Rechnungsrath Nonnemann war sie am wenigsten gut zu sprechen. Im Gegentheil, obschon sie treulich in seinem Dienst ausharrte hatte sie doch eine stille Abneigung gegen ihn, die

dann mitunter nach Umständen wohl auch zu einer sehr lauten wurde. Ja sie hatte darin eine gewisse Aehnlichkeit mit ihrem Dienstherrn selbst, daß sie für gewöhnlich sehr still und wortkarg war, in gewissen Fällen jedoch, wo irgend etwas ihre Leidenschaft erregte, entwickelte sie plötzlich eine ungeahnte Beredtsamkeit und der Mund ging ihr dann, nach ihrem eigenen Ausdruck, ‚wie ein Schlachtschwert.‘

Am häufigsten wurde dies ‚Schlachtschwert‘ geschwungen, wo sie es für nöthig hielt, mich gegen die Strenge meines Oheims und Pflegevaters in Schutz zu nehmen. In der That war sie die Einzige, die sich ihm gewachsen zeigte; nicht etwa durch Demuth und List, wie Tante Fränzchen, sondern durch kühnes Wort und muthige That. Es war ein einziger Anblick, dies alte kleine knöcherne Weibchen, mit den hohen Schultern und dem spitz vorstehenden hagern Kinn, wie sie sich, die Arme in die Seite gestemmt, dem baumlangen stattlichen Herrn Nonnemann gegenüber stellte und ihn mit der Kraft ihrer Zunge und den Gesticulationen ihrer hagern spitzigen Ellenbogen regelmäßig aus dem Felde schlug. Er solle, pflegte sie zu sagen, seinen großen Mund nur gar nicht so weit aufthun, sie Beide kennten sich, seit er auf der Welt wäre, und wüßten

was sie von einander zu halten. Er möge ein grundgescheidter Mann sein und möge vortrefflich umgehen können mit den Zahlen oder wie die Kratzfüße genannt würden, die er da in seine großen Bücher einschreibe — in Gottes Namen, er möge doch schreiben was er wolle, es ginge sie nichts an und wenn der Eine todt wäre, würde ein Anderer geboren. Aber das möge er nur ja nicht denken, daß sie besondern Respect haben solle vor seiner Weisheit und solle ruhig zusehen, wie er das arme Kind der schönen lieben Mamsell Florine mißhandle. Warum er es denn nicht auch lieber ins Waisenhaus gebe, wenn es ihm denn doch so verhaßt sei? Oder er möge es ihr geben, der alten Dörte; sie wolle nichts von ihm, nicht einmal mehr den Fleck hinter dem Küchenherd; jeden Augenblick sei sie bereit zu gehen, noch habe sie Mark in den Knochen und wolle schon dafür sorgen, daß sie selbst nicht verhungere und noch weniger das arme zarte Püppchen.

Wollte Herr Nonnemann dagegen nun mit seiner gewöhnlichen Würde auftreten (denn mit der Heftigkeit versuchte er es gar nicht erst, in dem Punkt mußte er sie von vornherein als seine Meisterin anerkennen), so pflegte sie ihm zu entgegnen: das

sei ihre Rechenkunst, daß sie nicht fünf gerade sein lasse; wolle er das Kind — nämlich mich — behandeln, wie es dem Blut seiner Schwester zukomme, so sei Alles gut zwischen ihnen beiden, sie werde ihre Arbeit thun nach wie vor und wenn einmal unversehens ihr letztes Stündlein gekommen sein sollte, so werde sie ihm auch damit keine Beschwerde machen; so viel, um sich ein christliches Begräbniß zu verschaffen, habe sie sich schon vor dreißig Jahren zusammengespart, sie werde aber nicht dumm sein und sagen wo sie es liegen habe, wenn der Tod auf der Zungenspitze sitze, sei dazu noch immer Zeit genug . . .

Und seltsam, so ingrimmig der Herr Nonnemann sonst auch war und so ungern er Jemand das letzte Wort abtrat, so trat er nach diesen Expectorationen doch regelmäßig seinen Rückzug an, indem er nur so etwas zwischen den Zähnen brummte, was ungefähr wie ‚verrücktes Weib‘ und ‚thörichte alte Hexe‘ klang, von der alten Dörte jedoch, obwohl sie trotz ihres hohen Alters noch Ohren hatte wie ein Luchs, ebenso regelmäßig überhört ward.

Dreizehntes Capitel.

Alte Geschichten.

Auch von dem jüngeren Bruder, dem verstorbenen Landprediger, schien die alte Dörte nur wenig zu halten und ebenso — ich kann es nicht verschweigen, obwohl, wie ich selbst fühle, das Bild des „Küchendrachen‘ damit vollständig wird — auch von Tante Fränzchen. Von dem Einen meinte sie, es sei eben auch weiter nichts an ihm gestorben als ein Landpastor, die Andere aber, flüsterte sie mir in die Ohren, sei gerade einfältig genug, um sich von einem solchen leeren Großthuer wie der Herr Nonnemann, ins Mausloch jagen zu lassen. Das stimmte nun freilich mit dem, was Tante Fränzchen selbst in Betreff ihrer Ueberlegenheit behauptete, sehr wenig überein. Doch weiß man schon, daß ich mit der häuslichen Politik meiner Tante überhaupt nicht recht einverstanden war und so wird es mir Niemand verargen, daß ich in der Stille der alten Dörte mehr glaubte als Tante Fränzchen.

Dagegen hing sie an der Schwester dieses Bruderpaares, an Florine, oder vielmehr an ihrem Andenken, mit einer Zärtlichkeit, die selbst jeden

Dritten hätte rühren und erschüttern müssen, geschweige denn mich, den einzigen Nachlaß der schönen, unglücklichen Frau. Ihren Erzählungen und Schilderungen hauptsächlich verdankte ich jene Eindrücke, deren ich vorhin erwähnte und die einen so wesentlichen Bestandtheil meines Jugendlebens bildeten; sowie sie von Florine zu sprechen anhub, glänzte ihr Auge, die kleine zusammengeschrumpfte Gestalt wuchs ordentlich in die Höhe und aus dem unfreundlichen zahnlosen Munde kamen Worte und Bilder, so sanft und so einschmeichelnd, so glänzend und prächtig, daß es mir war, als hörte ich die Musik der Engel.

Freilich entschloß sie sich zu diesen Erzählungen nicht oft; ich mußte sie lange bitten und umschmeicheln oder mußte mich auch wohl gerade sehr unglücklich fühlen und sehr hart ausgezankt sein von dem bösen Oheim (und dies Letztere kam allerdings oft genug vor), bevor sie das Siegel ihrer Lippen löste und mir mit leiser flüsternder Stimme von den glänzenden Tagen der Vergangenheit und meiner unglücklichen Mutter erzählte. Auch mußte es jedesmal sehr heimlich und mit großer Vorsicht geschehen; weder der Oheim noch Tante Fränzchen durften davon merken, da beide in diesem Punkt

unerbittlich waren, und wenn sie nur eine Ahnung gehabt hätten von unserm stillen Verkehr, gewiß Mittel und Wege gefunden haben würden, denselben gänzlich zu verhindern. — Es waren einzige Stunden, die ich in dieser Art mit der Alten verlebte, Stunden, an die ich noch jetzt mit Sehnsucht und Wehmuth zurückdenke, voll der lautersten Poesie, gemischt aus Wonne und Grausen, aus Schmerz und Entzücken. Spät Abends, wenn die Andern mich längst in meinem Bettchen glaubten, schlich ich mich auf nackten Füßchen, den langen öden Gang hinunter, an den öden rabenschwarzen Fenstern vorbei, aus denen die Nacht mich unheimlich anstierte, bis wo durch die halb geöffnete Küchenthür der willkommene Schein des Herdes mir entgegenleuchtete. O wie lange ich mitunter an der Thüre stand und ängstlich hineinlauschte, ob die Luft auch rein und weder Oheim noch Tante in der Nähe! Wie ich sie begierig mit den Augen verschlang, die kleine phantastische Gestalt, wie sie vor der Ofenglut hockte und der Widerschein der rothen Flamme warf ihr Bild in grotesker Verzerrung an die gegenüberstehende schwarz geräucherte Wand! Zuweilen hörte ich sie dabei leise Worte vor sich hinmurmeln, Worte, die ich nur halb verstand und die

mir doch einen tief bedeutungsvollen Sinn zu haben schienen; dann lauschte ich weit vornübergebeugt, bis endlich die Diele unter meinem Fuße knisterte, oder mir schlugen auch die Zähne vor Frost und Grausen gegeneinander, und die Alte trippelte herbei und schalt mich aus, warum ich nicht ruhig in meinem Bettchen bleibe, und während sie mich schalt, hatte sie mich schon sacht in die Höhe genommen und wickelte mich in ihre Schürze, indessen ich mit meinen kleinen nackten Armen ihren knochigen Hals umklammert hielt, und trug mich hinter den Ofen, an den allerwärmsten Fleck, und wickelte mich noch einmal sorgsam ein und liebkoste mich, so weich, so weich — so hatte mich noch nie eine Hand geliebkost — und dann wieder zankte sie mit mir — und so, zwischen Liebkosen und Zanken, erzählte sie mir — alte, wundersame Geschichten!

O wie sich das herrlich zuhörte in der warmen Ofenecke, während das Feuer auf dem Herde knisterte und einzelne neugierige Funken sprangen bis zu uns herüber, als wollten sie auch dabei sein und wollten sich mitfreuen an unserer Freude! Der Sturmwind heulte im Schlot oder das Heimchen auf dem Herde zirpte, ich aber, in seliger Ruhe,

schloß die Augen und träumte von meiner Mutter, von der schönen strahlenden Florine. Nein, es ist doch nicht wahr, worüber ich in späterer Zeit so oft mit meinem Schicksal gerechtet habe: meine Jugend ist doch nicht ganz freudlos gewesen — und wenn ich nichts weiter gehabt hätte als diese nächtlichen Stunden hinter dem Herd, und Niemand hätte sich meiner angenommen als die alte treue Dörte, ich wäre doch kein verlassenes, ich wäre ein reiches, glückliches Kind gewesen!

Freilich hatte auch diese Rose ihren Dorn. Noch hatte ich nicht lange meine nächtlichen Wanderungen zur alten Dörte angetreten, als ich auch merkte, daß sie mehr wußte, mehr und Größeres, als sie mir zu sagen für gut befand. Vergebens drang ich in sie, vergebens verschwendete ich den ganzen Schatz meiner Liebkosungen, vergebens drohte ich sogar — eine Drohung, deren Ausführung natürlich mich selbst am allerbittersten betroffen hätte — nicht wiederzukommen: in allem Uebrigen gegen mich die Nachgiebigkeit und Güte selbst, blieb sie doch in diesem Punkte unerbittlich und das Aeußerste, was ich von ihr erlangte, war das Zugeständniß: ja, allerdings, sie habe noch etwas, etwas sehr Wichtiges, was sie mir indessen verschweige, ich

sei jetzt noch zu jung dafür: aber später solle ich es gewiß erfahren und namentlich (darauf gab sie mir ihre harte schwielige Hand) wolle sie nicht sterben, ohne auch den letzten Schleier von dem Schicksal meiner theuren, unglücklichen Mutter gelüftet zu haben.

Einstweilen war auch das, was sie mir davon enthüllte, vollständig genügend, meine Phantasie in die lebhafteste Thätigkeit zu versetzen; stelle ich mir die einzelnen Bruchstücke zusammen, so war es ungefähr Folgendes.

Meine Mutter war eins der schönsten und geistvollsten Mädchen der Stadt gewesen. Nach dem frühzeitigen Tode ihrer Eltern war ihre Erziehung ihren Brüdern, namentlich dem gegenwärtigen Rechnungsrath, der um ein Bedeutendes älter war als sie, anheimgefallen.

Doch hatte er schon mit dieser ersten Probe seiner Erziehungskunst keine besondere Ehre eingelegt. Der ungestüme, lebhafte Geist des jungen schönen Mädchens hatte sich mit der nüchternen Regelmäßigkeit des Bruders so wenig vertragen können, wie ich, ihr Kind, es vermochte. Allein zu ihrer Lebhaftigkeit und Heftigkeit besaß sie auch, was mir abging: eine große Energie und Entschiedenheit des

Geistes, sowie eine Thatkraft, die aller Hindernisse spottete; nach wiederholten heftigen Auftritten hatte sie das Haus des Bruders verlassen. —

Und da trat nun gleich eine jener Lücken ein, welche ich die alte Dörte vergebens beschwor mir auszufüllen. Nur soviel konnte ich mir allenfalls zusammenstellen, daß Florine auf gut Glück in die Welt gegangen war und irgendwie eine glänzende und ungewöhnliche Laufbahn gemacht hatte. Dieser Laufbahn schien sie dann wieder durch eine Ehe entrückt worden zu sein, die in irgend einer Art etwas Anstößiges oder Auffallendes gehabt haben mußte oder doch wenigstens der Zustimmung des Bruders (der zweite Bruder, der Landprediger, war inzwischen verstorben) entbehrt hatte. Das einzige Kind dieser Ehe war ich. Wie ich in das Haus meines Oheims gekommen, darüber gab meine vorsichtige Quelle mir nicht die mindeste Andeutung. Aber vielleicht habe ich auch gar nicht danach gefragt, da ich mich nicht erinnern konnte, jemals wo anders gewesen zu sein und mich also an diesen Aufenthalt, wie an etwas ganz Natürliches und Selbstverständliches, vollkommen gewöhnt hatte. — Auch meines Vaters erwähnte die alte Dörte so wenig, wie die Tante und der Oheim es thaten. Und ebenso wenig konnte ich

auch etwas Gewisses über das endliche Schicksal meiner Mutter erfahren. Sie war wohl todt, wenigstens sagte die alte Dörte mir nie das Gegentheil — aber wann, wie, wo sie gestorben, darüber verweigerte sie mir jede Auskunft.

Das war nun, wie man will, sehr wenig oder sehr viel. Für jeden Fall inzwischen war es mehr, als der Kopf eines achtjährigen Kindes vertragen konnte und so wird man denn nun, besonders wenn man die übrigen verschrobenen Verhältnisse berücksichtigt, in denen ich aufwuchs, auch begreifen, warum ich solch possirliches seltsames Ding war und so ganz anders wie die übrigen Kinder meines Alters.

Drittes Buch.

Der alte Herr.

Erstes Capitel.

Der weiße Pudel noch einmal.

Und auch das wird man nun wohl begreifen, wie ich dazu kam, Gespräche zu führen mit mir selbst und auf freier Straße in Entzücken zu gerathen über einen hölzernen weißen Pudel, der in dem Schaufenster eines Spielwaarenlagers stand.

Damit kehre ich also zurück zu diesem treuen Thiere, das ich bis dahin auf fast unbillige Weise aus dem Auge verloren habe. Vorher aber muß ich erst noch erklären, wie ich überhaupt so weitweg vom Hause meines Oheims kam, bis in die Mitte der Stadt, wo die glänzenden Läden und die rollenden Wagen und die wiehernden Pferde davor mich in ein nie gekanntes Erstaunen versetzten. Denn daß

ich für gewöhnlich sehr eingezogen lebte und durchaus keine Art Verkehr mit gleichalterigen Gespielen oder mit sonstigen Leuten in der Stadt unterhielt, das wird der Leser nach dem, was er übrigens von meiner Jugendgeschichte erfahren hat, schon selbst nicht anders erwarten.

Es war wiederum die alte Dörte, der ich diese Verbesserung meiner Lage (nämlich sofern es eine war) zu verdanken hatte. Ich war ziemlich acht Jahre alt geworden und der ganze Unterricht, dessen ich bis dahin genossen, hatte sich auf ein bischen Lesen und Schreiben beschränkt, das meine Tante, die Predigerswitwe, mir beizubringen suchte. Waren es nun die Fortschritte, die ich in diesem Unterricht machte und die Tante Fränzchen allerdings immer sehr rühmte, ich vermuthe jedoch, fast mehr zur Ehre der Lehrerin als der Schülerin — oder war es die Langeweile, deren bei der Einförmigkeit unseres Lebens sich mitunter denn auch wohl ein so gelehrter und geistreicher Mann wie Herr Nonnemann nicht völlig erwehren konnte: genug, eines guten Tages beschloß Herr Nonnemann meinen Unterricht in höchst eigener Person zu übernehmen. Eine Menge Hefte, alle genau von derselben Höhe, Breite, Dicke, wurden sogleich gefertigt, Lineale, Federn, Bleistifte herbei-

geschafft, als ob wenigstens eine ganze junge Bevölkerung in die Vorhallen der Wissenschaft eingeführt werden sollte, und eine Reihe künstlicher Tabellen und Lehrpläne entworfen, in denen bis aufs I-Pünktchen vorausbestimmt war, was, wie, wann und besonders auch in wie viel Minuten und Secunden ich Dies oder Jenes erlernen sollte.

Allein so glänzend die Zurüstungen, so kläglich war das Resultat. Herr Nonnemann hatte, wie wir wissen, schon sonst nicht viel Glück als Pädagog gehabt: aber mit diesem neuesten Experiment, nun gar noch persönlich als Lehrer, und zwar als Lehrer eines kleinen achtjährigen Mädchens aufzutreten, scheiterte er völlig. Weiß der Himmel, wer von uns Beiden den härtesten Kopf hatte: aber nur so viel war gewiß, daß wir als Lehrer und Schülerin noch weniger zusammenpaßten, denn als Vater und Kind. Herr Nonnemann begriff nicht, wie ein Mensch, der doch nicht geradezu als Cretin geboren, so dumm sein könne und ich begriff überhaupt gar nichts von Allem, was er sagte; er behauptete, mir Alles höchst deutlich und klar gemacht zu haben, nach den regelrechtesten mathematischen Auschauungen, die bekanntlich von allen Anschauungen der Welt die einfachsten und leichtesten wären und ich fand mich, nachdem er

eine halbe Stunde in mich hineingeredet und Himmel und Hölle zu Zeugen meiner Dummheit beschworen hatte, nicht einmal so klug, sondern noch ein gut Stück dümmer als zuvor; er behauptete, ich sei zu einfältig je etwas zu lernen, ich dachte in der Stille, er möchte wohl zu klug sein, mich armes thörichtes Mädchen etwas zu lehren und sehnte mich zurück nach dem unsystematischen, aber bei weitem faßlichern Unterricht meiner guten Tante. Das Ende dieser durchgängigen Abweichung unserer Ansichten aber bestand dann regelmäßig darin, daß Herr Nonnemann mit einem der vielen Lineale, die er, wie ich mir denke, wohl vorzugsweise zu diesem Behufe angeschafft hatte, höchst garstige Experimente auf meinen Schultern und Händen anstellte, was dann wieder meinerseits eine Fluth von Thränen und Jammertönen zum Ausbruch brachte.

Da Tante Fränzchen, ihrer früher entwickelten Politik gemäß, den gestrengen Herrn Schwager auch diesmal nur dadurch zu besänftigen suchte, daß sie ihn immer mehr in seinem Zorn bestärkte, so weiß ich wirklich nicht, wohin es zuletzt mit meinen armen Schultern gekommen sein möchte, hätte nicht die alte Dörte sich meiner mit gewohnter Mannhaftigkeit

angenommen. Sie setzte meinem Oheim so gründlich auseinander, daß er zum Mädchenlehrer nicht berufen sei, ja sie drohte zuletzt, wenn diese unausgesetzten Mißhandlungen nicht aufhörten (und allerdings waren es mehr gymnastische als wissenschaftliche Uebungen, nur Schade, daß ich dabei regelmäßig den leidenden Theil zu spielen hatte), so würde sie ihm die Polizei über den Hals schicken . . .

Solch ein Mann der Ordnung und Gesetzmäßigkeit mein Pflegevater nun auch übrigens war, so gehörte doch die Polizei zu den Dingen, die er grundsätzlich möglichst weit von sich entfernt hielt. Ueberhaupt, wenn die alte Dörte erst einmal auf etwas ihren Kopf gesetzt hatte — einen eisernen Kopf, ohne Zweifel — so mußte es auch geschehen, im Guten oder Bösen: und so blieb denn auch meinem Oheim nichts übrig, als ihr den Willen zu thun und mich zum Unterricht außer dem Hause zu geben.

In eine öffentliche Schule mochte er mich natürlich nicht thun; er kannte keine, die ihm streng und regelmäßig genug gewesen wäre und auch der Gedanke, daß es da, in Mitten zahlreicher Genossen, ohne Spiel und Scherz gar nicht abgehen könne, trieb ihm die Haare zu Berge.

So fiel seine Wahl denn also auf einen alten

verhutzelten Magister, Denselben, glaube ich, bei dem er selbst vor vierzig oder mehr Jahren seinen ersten Unterricht genossen. Es war ein Mann, in vielen Stücken meinem Oheim ähnlich: also namentlich ebenso ernsthaft, ebenso pedantisch, eben solch erbitterter Feind aller ‚Allotrien' und ‚Weitläuftigkeiten', worunter er gewisse allgemein verbreitete Untugenden der Jugend verstand, als Ballschlagen, durch den Reifen springen, den Schmetterlingen nachjagen und dergleichen mehr — was Alles er, auch hierin das getreue Ebenbild seines Gönners, emsig bemüht war, mit gelegentlichen Ohrenzupfen und Handschmitzchen auszutreiben. Nur in zwei Punkten unterschied er sich doch wesentlich von ihm: das war erstlich in der Gestalt, die nämlich ebenso klein und vertrocknet war, wie Herr Nonnemann groß und breit — und zweitens darin, daß er, trotz seiner pedantischen Strenge, doch wirkliche Liebe zu seinen Zöglingen hatte und das Unterrichten nicht blos, wie mein Oheim, zur Ausfüllung seiner müssigen Stunden oder gar zur Ableitung der überflüssigen Galle, sondern aus wirklicher Neigung zur Sache betrieb.

Mein Oheim, der, wie wir wissen, in allen Stücken einen möglichst systematischen, am liebsten aber den mathematischen Weg einschlug, geleitete

mich das erste Mal in höchst eigener Person zu meinem neuen Lehrer. Unterwegs sprach er viel und mancherlei von geraden und krummen Linien, von Straßen, die sich durchschnitten, und von andern, die parallel mit einander liefen, von Winkeln und Scheitel- und Nebenwinkeln, und vielen andern ähnlichen guten Dingen, von denen ich so viel verstand und behielt als wenn Einer ebräisch mit mir gesprochen hätte — und dann verlangte er von mir, ich solle diesen Weg (es war von einem Ende der Stadt bis zum andern) inskünftige allein zurücklegen, ohne zu bedenken, daß ich noch niemals so weit vom Hause gekommen war und vom Innern der Stadt, in der wir lebten, gerade so viel kannte und wußte, wie etwa heutigen Tags vom Innern von Afrika.

Das ging denn wie es gehen mußte: ich verlief mich eines guten Tages gründlichst. Vor jedem Schaufenster blieb ich stehen, jedem Wagen rannte ich nach, jedes Kind, das ebenfalls aus der Schule kam wie ich, glotzte ich an, als wäre es ein blaues Meerwunder, und kam so von meinem Wege immer weiter und weiter ab. Doch beunruhigte mich das einstweilen nicht im mindesten; an allen Ecken und Enden gab es für mich so viel zu sehen,

daß ich gern bis auf den Abend geblieben wäre und nicht die geringste Sehnsucht nach Hause verspürte.

Auf dieser Irrfahrt also war es, meinem ersten Ausfluge in die Welt, daß ich die Bekanntschaft jenes bezaubernden Pudels machte, von dem früher die Rede gewesen. Ich hatte nie dergleichen gesehen und war also ganz hingerissen davon; dieses krause weiße Fell streicheln zu dürfen, diese rosenrothe Schnauze an meine Lippen zu drücken, ja diese langen lappigen Ohren zu zupfen, wenn auch natürlich etwas zierlicher als Herr Nonnemann und der alte Magister mich zu zupfen pflegten — schien mir der höchste Inbegriff menschlicher Glückseligkeit.

Doch war ich ja schon daran gewöhnt, meinen Wünschen Schranken zu setzen, wenigstens was Spiel und Spielzeug anbetraf, und so begnügte ich mich auch diesmal, dem unvergleichlichen Geschöpf hinter der Glasscheibe meine stumme Liebeserklärung zu machen und ihm meine ganze Zufriedenheit mit seiner ausgesuchten tanzmeisterlichen Haltung, dem schönen goldenen Halsband und den runden schwarzen Glasaugen, eingefaßt mit scharlachrothen Ringen, zu erkennen zu geben.

Aus der stummen Bewunderung mochte wohl, meiner seltsamen Angewohnheit gemäß, eine laute

geworden sein, ohne daß ich selbst etwas davon ahnte oder wußte; mich in der Mitte fremder Menschen zu bewegen war mir etwas so Neues, daß ich nicht die mindeste Rücksicht darauf nahm und mich mitten im Lärm der Straße eben so unbefangen gehen ließ, als wäre ich zu Hause in süßer Einsamkeit und plauderte mit meinem alten geliebten Birnbaum.

Wie lange ich so geschwatzt und was es eigentlich gewesen, was ich dem geliebten Pudelhund vertraut, weiß ich noch heutigen Tages nicht. Aber genug, während ich noch so dastehe, ganz in das Anschauen des Wunderthieres versunken, fühle ich plötzlich eine warme weiche Hand, die sich sanft und leise auf meine Locken legt, und eine milde, freundliche Stimme fragt mich:

„Aber wenn der kleinen Dame der Pudel so sehr gefällt, warum kauft sie ihn sich nicht? Er wird sich gewiß nicht weigern, einer so angenehmen Herrin zu folgen . . . .“

Zweites Capitel.

Eine neue Bekanntschaft.

Erschrocken wandte ich mich um — da stand hinter mir ein alter hoher stattlicher Herr, mit so ehrwürdigem weißem Haar, so sanften klugen Augen und einer so feinen Röthe auf den leise gefurchten Wangen, daß ich sofort unwillkürlich das lebhafteste Vertrauen zu ihm faßte.

Für den Augenblick freilich war ich noch zu bestürzt über die unerwartete Anrede, um ihm sogleich etwas Passendes erwiedern zu können — nämlich wenn passende Erwiederungen überhaupt meine starke Seite gewesen wären, was, wie der Leser sich erinnert, keineswegs der Fall. — Der alte würdige Herr schien sich einen Augenblick an meiner Verlegenheit zu weiden; dann, indem er sich freundlich zu mir herniederneigte und meine langen krausen Locken langsam durch seine Finger gleiten ließ, mit einer wo möglich noch sanftern und mildern Stimme, wiederholte er seine Frage.

Allmälig fing ich an zu verstehen, was er meinte.

„Ei ja," sagte ich, indem ich die großen verwunderten Augen bald auf den alten freundlichen Herrn,

bald auf den Pudel hinter der Glasscheibe richtete: „locken wollte ich ihn schon — aber er folgt mir ja nicht und nach Hause bringen darf ich ihn auch nicht . . . .“

Der alte Herr, der den letzten Theil meiner Rede wohl überhört hatte, hub von Neuem an:

„So mußt Du ihn Dir kaufen —“

„Kaufen?“ entgegnete ich: „ist das nicht so, wo man Geld giebt und nachher geht man fort und der Eine behält das Geld und der Andere den Pudel?“

Der alte Herr lachte über diese neue Erklärung von Handel und Wandel hell auf.

„Du bist eine vortreffliche Nationalökonomin,“ sagte er, „und verstehst die Sache aus dem Grunde; der Eine nimmt das Geld, der Andere nimmt den Pudel und dann gehen sie beide fort. Ah mein Kind, es wäre gut, wenn es niemals verwickeltere Geschäfte gäbe! Aber da Du ja die Sache so gründlich verstehst, warum wendest Du sie denn nicht an und kaufst Dir den Pudel, dem Du eben erst so viel Schönes gesagt hast? „„Liebes Pudelchen,““ wiederholte er neckend, „„schönes Thierchen, wenn Du mein wärst, wollte ich Dir ein Bettchen machen dicht

neben dem meinen und wollte Dir die reizende rosenrothe Schnauze küssen . . . . .““

„Ah was, garstiger Mann,“ erwiederte ich schmollend — denn es verdroß mich, daß er mich belauscht hatte und mir nun meine eigenen Worte zum Spott wiederholte —: „das ist doch einfach: zum Kaufen muß man Geld haben und ich — —“

„Du hast kein Geld, kleine Dame?“ unterbrach mich der alte Herr, der an meinen kindischen Antworten offenbar das größte Behagen fand: „Nun so will ich Dir eine neue Art einzukaufen zeigen: Du wirst den Pudel mit Dir nehmen und wirst das Geld behalten — nämlich das Geld, das Du nicht hast.....“

So schäkernd, faßte er mich bei der Hand und trat mit mir in das Innere des Spielwaarenladens. Vergebens würde ich suchen den Eindruck zu schildern, den der Anblick so vieler Herrlichkeiten auf mich machte; diese Puppen, diese Wagen, diese Körbchen, diese Küchen mit ordentlichen kleinen Herden und einem kleinen traulichen Winkel dahinter, gleich jenem, wo die alte Dörte mir von meiner Mutter erzählte — nicht im Traum hatte ich es für möglich gehalten, daß überhaupt dergleichen existiren könnte! Meine Verwirrung war so groß, daß ich nichts von Allem merkte, was um mich vorging, und erst wieder zu

mir selbst kam, da der alte Herr den köstlichen weißen Pudel mir sanft in die Arme legte; ich sah blos noch, wie der Inhaber des Ladens und seine Gehilfen tiefe Bücklinge vor meinem unbekannten alten Freunde machten und fühlte, wie er mich wiederum mit sorgsamer Hand die Stufen der Ladenthür hinunterführte.

Hier, wie gesagt, kehrte meine Besinnung erst zurück: aber es war kein angenehmes Erwachen. Wie ich den Pudel, soeben noch den Gegenstand meiner heißesten, tollkühnsten Wünsche, nun wirklich in meinen Armen sah, wiederholte sich mir auch sogleich mit Blitzesschnelle der Gedanke, daß ich ihn ja doch nicht mit nach Hause bringen durfte, er war ja doch kein mathematisches Exempel, nur ein Spielzeug, und wie hätte jemals ein Spielzeug über die Schwelle meines Oheims sich wagen dürfen?!

Die Thränen stürzten mir aus den Augen.

„Nein, nein," rief ich, „alter Herr," indem ich den Pudel zwischen uns auf das Straßenpflaster setzte und ihm in aller Eile einen ersten und letzten Kuß auf die rosenrothe Schnauze drückte: „ich danke Ihnen tausendmal, alter Herr, aber ich darf das reizende Thierchen doch nicht mit nach Hause bringen...."

„Und wo bist Du zu Hause?“ fragte der alte Herr mit derselben ruhigen milden Stimme, indem er sich bückte und das Pudelchen sorgsam in die Höhe nahm.

Drittes Capitel.

Das Abenteuer.

Wer meinen Lebenslauf bis dahin mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt hat, wird schon darauf gefaßt sein, mitunter auf seltsame, ja unbegreifliche Scenen zu stoßen. So unbefangen ich bisher in den mir fremden Gassen umhergeschlendert war, unbekümmert um diejenigen, welche mich zu Hause erwarteten, eine so furchtbare Angst befiel mich auf einmal, als der alte Herr diese ganz einfache, ganz natürliche Frage an mich richtete, wo ich denn eigentlich zu Hause; das ganze Verbrechen, das ich begangen, indem ich von meinem Schulweg abgewichen, das ganze entsetzliche Strafgericht, das meiner dafür harrte, stand auf einmal mit entsetzlicher Deutlichkeit vor mir, und so groß war meine Bestürzung, daß alle meine Sinne sich verwirrten und ich keines Gedankens mehr mächtig war.

„Ich weiß nicht, ich weiß nicht," schrie ich, „wo ich zu Hause bin — o Gott, ich habe mich verirrt, ich sollte vom Herrn Magister nach Hause gehen und nun weiß ich nicht, wo ich zu Hause bin!"

Ueber das Gesicht meines unbekannten Freundes flog ein leiser Schatten. Einen Augenblick sah er mich prüfend an; dann mit derselben milden, väterlichen Weise, wie bisher, fragte er mich:

„Aber wo der Herr Magister wohnt, das wirst Du doch wissen, kleine Dame?"

Aber nein, auch das wußte ich nicht, ich war in jenem Zustand fieberhafter Aufregung, der mich zuweilen befiel, und wo mir dann im eigentlichsten Wortverstand die Sinne schwanden.

Der alte Herr suchte eine geraume Zeit mit ruhigem Zuspruch und klaren, oft wiederholten Fragen in mich zu dringen. Aber Alles war vergeblich, mein Paroxysmus — so muß ich es selber nennen — hatte mich erfaßt und wenn nun der Henker mit dem blanken Beil hinter mir gestanden hätte, so war ich nicht mehr im Stande, mich auf irgend etwas zu besinnen, weder wie ich hieß, noch wo ich wohnte, noch woher ich kam, oder sonst irgend eine verständige Antwort zu geben.

Diese Wendung des Abenteuers war meinem

unbekannten Gönner offenbar sehr unerwartet, aber auch sehr wenig angenehm. Zum zweiten Male flog ein Schatten über sein edles echt vornehmes Angesicht: aber auch zum zweiten Male verschwand er wieder und mit einer Zärtlichkeit und Zuthulichkeit, wie nur eine Mutter hätte zeigen können, zog der alte Herr mich an sich, streichelte mir die Locken, küßte mir die Stirn und suchte mich auf jede Weise zu beruhigen. Sogar den weißen Pudel ließ er vor mir tanzen und Männerchen machen und es mochte seltsam anzusehen sein, wie der bejahrte vornehme Herr sich so auf freier Straße herabließ, mit einem unartigen weinenden Kinde zu spielen.

Da inzwischen alle seine Bemühungen fruchtlos blieben, und die Gruppe allmählig anfing, die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden zu erregen, so entschloß er sich kurz, nahm mich bei der einen, den weißen Pudel in die andere Hand und schritt so bis zur nächsten Straßenecke, wo sein Wagen ihn erwartete.

Es war eine prächtige Equipage, der Wagen blau mit Silber beschlagen und zwei Schimmel davor, so wild und feurig, daß jedem Kinde das Herz im Leibe hüpfen mußte. Auch erinnerte ich mich sogleich, den Wagen schon kurz zuvor gesehen zu

haben; die schnaubenden, stampfenden Pferde mit dem prächtigen Geschirr, der funkelnde Wagen, der majestätisch thronende Kutscher mit dem dreieckigen Tressenhut und den großen blanken Knöpfen, hinten darauf der Bediente in ähnlichem Staat, nicht zu vergessen die silbernen Schnüre, die ihm von der Achsel hingen, die breitschößige rothe Weste und dazu die kurzen schwarzen Beinkleider mit den weißen Strümpfen und den Schnallenschuhen, dergleichen ich noch nie im Leben gesehen — das Alles hatte dermaßen meine Augen gefesselt, daß ich Pferde, Wagen und Leute sogleich wieder erkannte.

Und nun erstaune man über die Verschmitztheit eines achtjährigen Kindes, das doch noch lange nicht zu den schlechtesten gehörte. Gleich wie der Wagen zuerst an mir vorübergerollt war, hatte ich mit der natürlichen Begehrlichkeit eines Kindes, dem alle diese Dinge so ganz neu, so ganz traumhaft waren, den Wunsch nicht unterdrücken können, wohl selbst einmal in einem solchen prächtigen Gebäude, hinter solchen großen hellen Spiegelscheiben, auf solchen schwellenden seidenen Kissen zu fahren. Unter anderen Umständen würde der Wunsch ebenso rasch vergessen worden sein, wie er in mir aufgetaucht war. Jetzt aber, in dem Augenblick, da mein unbekannter Beschützer sich dem

Wagen näherte und ich an der respectvollen Miene, mit welcher der Mann in weißen Strümpfen sofort den Kutschenschlag aufriß, wohl merkte, wem dieses Prachtstück von Wagen gehörte — in demselben Augenblick, mit einer Raschheit und Schärfe der Combination, vor der ich noch jetzt halb erstaune und halb mich entsetze, stand es auch klar in mir, daß jetzt oder nie der Moment gekommen sei, meinen übermüthigen Wunsch zu erfüllen. Alle meine Angst war auf einmal wie weggeblasen; was kümmerte mich noch der Magister? was kümmerten mich noch die Leute zu Hause? Hier stand ein Kutschwagen, wie kein König ihn besser haben konnte, und wenn ich es nun richtig anfing, so saß ich binnen hier und dritthalb Secunden (diese genaue Art der Zeitbestimmung hatte ich mir von meinem würdigen Oheim angewöhnt) auf denselben seidenen Kissen und ließ mich von denselben schnaubenden, stampfenden Schimmeln durch die Straßen rollen, die ich so eben noch so sehnsüchtig bewundert hatte.

Ich will mich nicht besser machen, aber auch nicht schlechter als ich bin und darum also wäre es eine Unwahrheit, wenn ich behaupten wollte, ich hätte den Gedanken an das Haus meines Pflegevaters absichtlich zurückgedrängt und mich vorsätzlich in

eine Verwirrung und Unwissenheit zurückversetzt, die allerdings das sicherste Mittel war, zum Ziel meiner Wünsche zu gelangen. Nein, der Anblick des prächtigen Wagens, der Gedanke, ich solle da hinein, brachte auf ganz natürlichem Wege eine Verwirrung hervor, wenn auch diesmal eine freudige, die mich wiederum völlig außer Stand setzte, Rechenschaft über mein Woher und Wohin zu geben.

Auch ließ der alte Herr mir gar nicht erst Zeit, diese oder ähnliche Reflexionen anzustellen. Auf seinen Wink hob der betreßte Diener mich in den Wagen, der alte Herr setzte sich neben mich, rief noch zwei Worte aus dem Kutschenschlag und fort ging es mit Donnergepolter. Die erste Fahrt im Kutschwagen — wessen Herz ist so alt oder wessen Jugend ist so arm, daß er nicht noch heute die Seligkeit fühlte, die ihn einst bei diesem Gedanken durchströmte?

Der alte Herr mochte wohl wenig Gelegenheit gehabt haben, mit Kindern meines Alters umzugehen. Dennoch verstand er sich besser darauf, als manche ausgelernte Kindermuhme. Wie er sah, daß meine Thränen allmählich versiegten und ein fröhliches Lächeln, hervorgerufen durch die pfeilschnelle Bewegung des Wagens, über meine Züge glitt, war er

herzensfroh und hütete sich wohl, durch Erneuerung seiner früheren Fragen mich möglicher Weise in die alte schmerzliche Aufregung zurück zu versetzen; dazu, mochte er meinen, sei es späterhin noch immer Zeit genug.

Ich genoß also mit vollen Zügen die unerwartete Seligkeit, in einem prächtigen Kutschwagen, an der Seite eines alten vornehmen Herrn, den unzählige Leute im Vorüberfahren mit Ehrerbietung begrüßten, durch die Straßen zu fahren. Und auch das belustigte mich sehr, daß mein Pudel — denn jetzt allerdings wagte ich ihn als den meinen zu betrachten — so höchst altverständig, die Beine auswärts, in der mehrerwähnten Tänzerposition neben mir auf dem seidenen Kissen saß und gerade so mit dem Kopfe schlenkerte und die langen lappigen Ohren baumeln ließ wie ich selbst, des Fahrens ungewohnt, mein Köpfchen mit Behagen hin und herschaukelte. Bald war der Friede vollständig hergestellt; der alte Herr caressirte erst den Pudel, dann mich selbst, lobte meine langen goldenen Locken, machte mich auf die vorüberfahrenden Equipagen aufmerksam, und so, bevor fünf Minuten vergangen, waren wir wiederum die allerbesten Freunde.

Viertes Capitel.

Das Zauberschloß.

Aber wie alles irdische Glück, so nahm auch dies ein Ende. Der Wagen verließ das rasselnde Steinpflaster, bog in eine stille schattige Allee — dann ein plötzlicher Ruck und wir hielten vor einem großen, prächtigen Gebäude, dessen säulengeschmückter Porticus, gekrönt von Bildsäulen und andern Zierrathen, meine höchste Bewunderung erregte.

Gleich darauf ward der Kutschenschlag zum zweitenmal aufgerissen, der Bediente half erst seinem Herrn heraus, dann hob er mich selbst an die Erde — mein Pudelchen hielt ich fest im Arm — und mit großen, neugierigen Augen schaute ich die Herrlichkeit an, die sich da vor mir entfaltete und die mir einen Eindruck machte, als wäre ich zum wenigsten in einem fremden Welttheil.

Aus der wie durch Zauberschlag geöffneten Hausthür stürzten zahlreiche Diener herbei, ihren Gebieter zu empfangen, alle in denselben prächtigen Röcken, mit denselben Schnallenschuhen und denselben silbernen Schnüren um die Schulter. Hätte ich mich mehr auf die Gesichter der Menschen verstanden,

als es damals noch zu meinem Glücke der Fall war, so würde ich der Dienerschaft ohne Zweifel eine gewisse Verwunderung angemerkt haben über die unvermuthete Gesellschaft, in welcher ihr Gebieter zurückkehrte. Doch war dieselbe viel zu gut gezogen, der Ton des ganzen Hauses viel zu vornehm, als daß Jemand von ihnen gewagt hätte, seinem Erstaunen in irgend einer Weise Luft zu machen. Einer der Bedienten, ein kleiner stumpfnasiger Lakei, der mir in seiner langen rothen Weste unsäglich komisch vorkam, wollte mir sogar, mit tiefem Bückling, meinen weißen Pudel abnehmen, um ihn dienstergebenst hinter mir drein zu tragen. Ein Wink meines alten unbekannten Freundes bedeutete ihn jedoch, daß es dessen nicht bedürfe, und so schritten wir durch die Reihen der Diener hindurch, über den prächtigen, mit Statuen und Blumen geschmückten Vorsaal, die breite, mit Teppichen belegte Treppe hinauf, in eines der zahlreichen Gemächer, die sich auf den ebenfalls mit Teppichen bedeckten, von großen hellen Fenstern erleuchteten Corridor öffneten.

Auch in dem Zimmer herrschte eine Pracht, von der ich bis dahin keine Ahnung gehabt hatte. Welche Tapeten! Welche Spiegel, welche schwel-

lende Divans! Und an der Decke dieser funkelnde Kronleuchter, an den Wänden diese Gemälde in breiten goldenen Rahmen! Mir war wie im Traum; mein Pudelchen vorsichtig auf die weiche Plüschdecke sezzend, welche den ganzen Raum des Zimmers einnahm und die so dick und weich war, wie mein kleiner kindischer Fuß noch nie etwas Aehnliches verspürt hatte —.

„Aber hier," sagte ich, „ist es prächtig, hier gefällt es mir . . . ."

„Sehr schmeichelhaft für mich, kleine Dame," versetzte der alte Herr mit gutmüthigem Lächeln, indem er aus einem benachbarten Glasschrank ein silbernes Tellerchen mit Naschwerk und Früchten nahm und es mir vorsetzte. „Aber Du wirst hungrig geworden sein," fuhr er fort, „von dem Schreck und der Fahrt: da, hier, schmause ein wenig, kleine Dame, und wenn Du satt bist, so wollen wir ein Wort vernünftig mit einander sprechen."

Der Anblick der Naschwaaren erinnerte mich auf einmal, daß ich in der That um mein Mittagsbrod gekommen und so ließ ich mich denn nicht lange nöthigen, sondern machte mich, mit dem gesunden Appetit der Jugend, über die köstlichen, meinem Gaumen ganz ungewohnten Näschereien her

— vergaß dabei jedoch nicht, mit meinem Pudelchen Bissen um Bissen zu theilen: wobei es denn ganz in der Ordnung war, daß ich regelmäßig erst meine und dann noch seine Portion hinterdrein aß.

Der alte Herr sah meinem Treiben ein Weilchen zu, dann kehrte er sich um, als wollte er zur Thüre gehen — aber nein, er kam noch einmal zurück, zog sich einen der hohen sammtenen Lehnstühle heran und sich langsam in die weichen Kissen niederlassend, hielt er sein mildes, klares Auge fest auf mich gerichtet.

Seine Aufmerksamkeit und die tiefe Stille, die er dabei beobachtete, fingen mich allmählich an ein wenig zu geniren. Um das Schweigen zu brechen und vielleicht auch aus Neugier, ließ ich die Augen noch einmal durch das Zimmer schweifen, und sagte dann, das Tellerchen von mir schiebend und die krausen Locken aus dem Gesicht streichend:

„Das muß ich sagen, das ist eine schöne Art von Stube; wohnst Du hier, alter Herr?“

Der alte Herr war so tief in Gedanken versunken, daß er meine Frage Anfangs überhörte. Dann, mit einem tiefen Seufzer, die Hand über die Stirn streichend.

„Ja wohl,“ sagte er, „hier wohne ich, kleine

Dame, und da Du nun wieder so weit munter bist und Deine Gedanken beisammen hast, so wirst Du mir ja nun auch sagen können, wo Du selber —"

Aber hier, wie von einem plötzlichen Einfall erfaßt, verstummte er, stand auf und zog die Schelle. Gleich darauf trat ein Mann herein, in gewählter schwarzer Kleidung, mit respectvollen Geberden. Es war, wie ich später erfuhr, der Kammerdiener meines unbekannten Gönners: ein Mann mit dichtem schneeweißem Hauptbaar, vielleicht noch ein paar Jahre älter als mein Freund, aber von demselben guten, wohlwollenden Ausdruck wie dieser. Erwartungsvoll blieb er an der Thüre stehen, die Augen fest auf seinen Herrn geheftet.

„Sieh hier," sagte dieser, mit derselben milden gütigen Stimme, die meinem Ohre so wohlthat: „Ein kleines Abenteuer, das jedoch, wie ich hoffe, sich ebenso lieblich entwickeln soll wie es angefangen. Sprich mit dem Kinde, Christian, Du weißt besser mit solchen kleinen Leuten umzugehen als ich — kinderloser Mann. Ich habe es auf der Straße getroffen, es hat sich verirrt und hatte in der Bestürzung seinen Namen und die Wohnung seiner Eltern vergessen. Ich hoffe, es soll jetzt ruhiger geworden sein; sprich mit ihm — aber freund-

lich, hörst Du, Christian? Und dann laß es sicher nach Hause schaffen oder am besten, Du bringst es selbst zurück. — Aber vorher, kleine Dame," indem er sich zu mir niederneigte und mich sanft auf die Stirn küßte: „vorher, nicht wahr? sagst Du mir noch Adieu? Und versprichst mir auch bald wieder zu kommen? Da es Dir doch so sehr bei mir gefällt," setzte er mit Lächeln hinzu. Und damit schritt er langsam durch die Thür des Nebengemachs. Aber sein Lächeln hatte einen eigenen Ausdruck und war mehr wehmüthig als heiter . . .

Schon unter der Thür blieb er noch einmal stehen, und sah mich mit langen prüfenden Blicken an. Dann, kopfschüttelnd, die Hände auf dem Rücken, verschwand seine hohe Gestalt ins Nebengemach.

Fünftes Capitel.

Wie der Herr so der Diener.

Herr Christian war, wie man es seinem breiten redlichen Gesichte auf den ersten Blick ansah, ein sehr gutmüthiger, behaglicher Mann; es hätte der Mahnung, welche sein Herr ihm in Betreff meiner

ertheilt hatte, nicht erst bedurft. Mit größter Gelassenheit und einer wahrhaft großväterlichen Zärtlichkeit rückte er sich ebenfalls einen Stuhl heran, nahm mich zwischen seine Knie, küßte und streichelte mich und erweckte mir durch dies Alles solch Zutrauen, daß ich, ohne eigentlich gefragt zu sein, Alles vom Herzchen herunterplauderte, was ihm zu wissen nur irgend wünschenswerth sein konnte.

Also daß ich Helene heiße; von dem alten Herrn Magister und dem Weg nach Hause, den ich nicht hätte wiederfinden können; von dem schönen weißen Pudel im Schaufenster, den der alte gütige Herr für mich gekauft hätte, den ich aber doch nicht würde nach Hause mitbringen dürfen, — weil nämlich mein Vater, Herr Nonnemann oder wie die Leute ihn nannten, Herr Rechnungsrath Nonnemann da draußen in der Vorstadt, kein Spielzeug in dem Hause dulde — weil nämlich Spielzeug die Phantasie der Kinder verderbe — nämlich Phantasie, das sei die verderblichste aller Seelenkräfte. . . .

Und so hätte ich gewiß noch lange fortgeplaudert, von Tante Fränzchen, von der alten Dörte, vom Birnbaum im Garten und dazwischen wieder von dem köstlichen weißen Pudel mit der rosenrothen Schnauze und den Lappohren — wenn nicht

plötzlich Herr Christian mit einem ganz ernsthaften Gesichte aufgestanden wäre, die Hände über den Rücken gelegt hätte, gerade wie sein Herr, und wäre so langsam, in tiefes Nachdenken versunken, vor mir auf- und abgewandelt.

Ich plauderte noch immer ruhig fort, knusperte zum Zeitvertreib auch hie und da noch eines von den Makrönchen, die auf silbernem Teller vor mir standen, und fühlte mich in meiner Erzählerrolle bald dermaßen einheimisch, daß ich gar nicht bemerkte, wie Herr Christian schon längst nicht mehr auf meine Geschichtchen achtete.

Aber plötzlich blieb er dicht vor mir stehen und mir mit fester Hand das Köpfchen in die Höhe rückend, sah er mich an, so scharf und so durchdringend — ich hätte es gar nicht für möglich gehalten, daß diese runden gutmüthigen Augen Einen so scharf und durchdringend ansehen könnten.

„Also Herr Nonnemann heißt Dein Vater?" sagte er: „Rechnungsrath Nonnemann? draußen in der Vorstadt? Und er ist auch wirklich Dein Vater?"

Ich hielt seinem Blick unbeweglich, wiewohl nicht ohne stille Verwunderung, Stand. Dann, nach einer Pause, halb schmollend, erwiederte ich:

„Nun versteht sich, mein Vater — wer soll es

denn sonst sein? Herr Nonnemann, Sparkassenrendant — es ist ein furchtbar gelehrter Mann," setzte ich hinzu, mit jener Wichtigthuerei, in der Kinder meines Alters sich so wohlgefallen und die sie gegen dritte Personen nicht selten auch da anwenden, wo sie selbst von der Größe ihres Gegenstandes keineswegs so ganz überzeugt sind.

Wieder machte Herr Christian eine Wanderung durchs Zimmer — es wurde mir ganz unheimlich, wie seine Schritte so unhörbar über den weichen Teppich dahinglitten — und wiederum blieb er vor mir stehen.

„Und Deine Mutter?" hub er von Neuem an: „Das ist wohl Eine von den Dörten oder Fränzchen, von denen Du sprichst?"

Diese Unwissenheit kam mir denn doch gar zu stark vor, ich hatte wirklich besser gedacht von einem so solid aussehenden alten Herrn: Tante Fränzchen oder gar die alte Dörte meine Mutter! meine Mutter!!

Auch kränkte mich die geringe Aufmerksamkeit, welche Herr Christian nach diesem Allen meiner Erzählung gewidmet hatte; um ihn dafür zu bestrafen, begnügte ich mich, statt jeder weiteren Antwort, das Köpfchen schnippisch hintenüber zu werfen und die kleinen Schultern mitleidig in die Höhe zu ziehen —

nicht wahr? das hieß doch deutlich genug: o Du dummer Herr Christian, wie kannst Du nur denken, die alte Dörte oder Tante Fränzchen wären meine Mutter?!

Herr Christian indessen zeigte wenig Neigung auf diese Art telegraphischer Unterhaltung einzugehen; er wiederholte seine Frage in dringendem Ton:

„Deine Mutter, mein Kind? Ich frage nach Deiner Mutter — oder lebt Deine Mutter nicht mehr?“

Jede noch so leise Erinnerung an meine schöne, unglückliche Mutter war hinlänglich, mir sofort das Wasser in die Augen zu treiben. Auch jetzt erging es mir nicht besser; mit mühsam unterdrückten Thränen schüttelte ich heftig den Kopf, fand es nun aber erst recht in der Ordnung, dem zudringlichen Herrn Christian nichts weiter zu antworten.

„Ah,“ sagte Herr Christian, der mit gespannter Aufmerksamkeit jede meiner Bewegungen verfolgte, „sie lebt nicht mehr, sie ist todt — das arme Kind!“

Und dann mich wieder auf den Schooß nehmend und mir Zuckerplätzchen in den Mund schiebend, um mich zu beschwichtigen:

„Aber gelt? Du hast sie doch gekannt, Deine gute selige Mutter?“

Ich ließ das Zuckerplätzchen mit großem Behagen im Munde schmelzen, begnügte mich im Uebrigen jedoch immer noch, blos mit dem Kopfe zu schütteln; er sollte mir büßen, der Herr Christian, daß er so schlecht Acht gegeben auf meine Erzählung.

Herr Christian hob mich leise von seinem Schooß, stand auf, trat in die Fensternische; ich sah heimlich durch die schweren seidenen Vorhänge, wie er das Kinn in die Hand stützte, während er mit der anderen nachdenklich durch die dichten weißen Haare strich.

Endlich begann er von Neuem.

Sechstes Capitel.

Das Bildniß.

„Aber den Namen Deiner Mutter wirst Du doch wissen?“ sagte Herr Christian. Es lag in der Stimme, mit der er es sagte, so viel herzlich Dringendes, daß selbst mein Eigensinn sich davon überwunden fühlte.

„Florine," erwiederte ich halblaut, indem ich die Augen niederschlug und mit meinem Pudel tändelte; es war das erste Mal und hatte wirklich etwas Peinigendes für mich, daß ich den geliebten Namen vor einem fremden Ohre aussprach.

Der alte Mann wurde kreideweiß.

„Florine," wiederholte er mechanisch. Dann, als hätte er schon mit diesem Ausruf zuviel gesagt, drückte er die Hand hastig gegen den Mund, faßte mich mit beiden Händen, trug mich ans Fenster, daß mir der volle helle Sonnenschein grell ins Gesicht fiel und spürte, mit langen, nachdenklichen Blicken, jedem Zuge meines Gesichtchens nach.

Die Untersuchung, die mich natürlich in das lebhafteste Erstaunen versetzte, mußte nicht ganz zu seiner Zufriedenheit ausgefallen sein. Mit einem tiefen Seufzer setzte er mich nieder, und schritt dann, wiederum die Arme kreuzend und ohne mich im Mindesten weiter zu beachten, auf dem geheimnißvollen Teppich auf und nieder.

In der Mitte der Wand, dem Canapé gegenüber, unter zahlreichen andern Gemälden, hing eines, das mir gleich beim Eintritt aufgefallen war. Dasselbe war nämlich durch einen schwarzen Kreppvorhang verdeckt; ein frischer grüner Epheukranz, der das Bild

umgab, stach seltsam gegen die melancholische Farbe dieses Vorhangs ab, der überdies so dicht war, daß man von dem Gemälde selbst nichts entdecken konnte.

Vor diesem Gemälde blieb der alte Christian, nachdem er mich in der Finsternische abgesetzt hatte, stehen. Er reckte sich in die Höhe, rieb sich die alten, jetzt plötzlich so ernst gewordenen Augen — aber vergeblich, der Trauervorhang war zu dicht, seine unheimliche Dämmerung verschlang das heitere Spiel der Farben. Zwei, dreimal zuckte die Hand des alten Christian nach der Schnur, welche von dem Vorhang herniederhing; zwei, dreimal war er im Begriff, die Schnur anzuziehen und dadurch den Vorhang zu entfernen. Aber jedesmal zog eine geheime Scheu seine Hand wieder zurück und kopfschüttelnd, seufzend, trat er seine Wanderung von Neuem an.

Mich in meiner Fensternische, wie man denken kann, fing dies Treiben nachgerade an zu langweilen; leise mich auf dem weichen Teppich fortschiebend, steuerte ich zum Divan zurück, wo mein treues Pudelchen hoch aufrecht saß und mit den großen gläsernen Augen höchst ehrbar vor sich hinblickte. Allein bevor ich mein Kleinod noch erreicht, hatte der alte Christian mich schon wieder gefaßt. Nochmals hob er mich auf den Arm, sah mich, wie man

zu sagen pflegt, durch und durch; dann mir die Wangen streichelnd und mich auf dem Arme schaukelnd, wie ein Wiegenkind:

„Du wirst ein gutes Kind sein," sagte er, „Du wirst mir noch einmal sagen, wie Du heißest und wer Dein Vater ist, und auch von Deiner Mutter wirst Du mir sagen —"

Nun war in den Armen Schaukeln und Wiegen von früh an etwas, was ich nicht wohl vertragen konnte. Strampelnd daher und um mich schlagend, indem ich dem alten Christian mit den kleinen Händen wacker durch die buschigen weißen Haare fuhr, rief ich, um nur rasch wieder auf den Boden zu kommen:

„Ja, ja, ich will Dir ja Alles sagen, laß mich doch nur los, Du alter garstiger Christian . . . .!"

So dünn mein Kinderstimmchen auch noch war, so mußte es doch bis ins Nebenzimmer gedrungen sein. Denn plötzlich ging die Thüre auf und mein unbekannter alter Herr trat herein.

„Aber, Christian," rief er „welche Scene!"

Sowie ich den alten Herrn erblickte, lief ich gleich auf ihn zu, wie auf einen alten Bekannten.

„Sieh nur," rief ich, indem ich ihm mein zerdrücktes Kleidchen und die in Unordnung gerathenen Löckchen zeigte, „den garstigen Christian! Er schaukelt

mich auf den Armen und will mir nicht glauben, daß Herr Nonnemann mein Vater ist und Tante Fränzchen ist meine Tante und die alte Dörte ist meine Dörte — —"

„Und Deine Mutter? Deine Mutter, mein Kind?" drängte der getreue Christian, indem er zugleich einen entschuldigenden Blick auf seinen Herrn richtete und beide ausgestreckte Hände leis erhob, als wollte er ein herannahendes Unglück abwehren.

„Nun ja doch," rief ich, jetzt wirklich erbost, „auch das habe ich Dir ja schon gesagt, Du alter neugieriger, schwerhöriger Christian: Florine heißt meine Mutter, die schöne Florine, meine goldene prächtige Florine, die im grünen Birnbaum wohnt — hast Du es nun verstanden . . .?"

Florine —! Was bedeutete doch dieser Name, welch ein geheimer Zauber lag darin, daß diese beiden alten Männer wechselweis erblaßten und errötheten, und sahen bald mich, bald einander an und mein alter stattlicher Freund taumelte drei Schritte zurück und mußte sich mit zitterndem Arm auf den Lehnstuhl stützen und die Hand gegen die Augen pressend, wiederholte er halblaut:

„Florine?!"

Ich aber hielt das für ein unziemliches Spiel

und fing an desselben überdrüssig zu werden. Mein Oberröckchen sorgfältig in die Höhe streifend (denn so hatte Tante Fränzchen es mich gelehrt), setzte ich mich platt auf die Erde und meinen geliebten weißen Pudel an das Herz drückend, sagte ich:

„Nun sprecht, was Ihr wollt, Ihr närrischen alten Herren, nun antworte ich Euch gar nicht mehr, und spiele blos mit meinem Pudelchen; wenn Ihr aber fertig seid mit Fragen, dann sagt es mir, dann wollen wir die braven Schimmel wieder anspannen, nicht wahr? und dann laßt Ihr mich nach Hause fahren — ich weiß jetzt wieder Alles: Helene heiße ich, mein Vater ist Herr Nonnemann der Rechnungsrath, draußen in der Vorstadt — Aber es muß," setzte ich eilig hinzu, „auch Jemand von Euch mitkommen: denn sonst kriege ich Schläge vom Herrn Nonnemann, garstige Schläge und mein armes Pudelchen wirft er mir aus dem Hause . . . ."

Es würde ermüdend werden für den Leser, gerade so ermüdend, wie es in Wirklichkeit für mich selbst war, wollte ich hier alle die einzelnen Fragen, Ausrufe, halben Andeutungen wiederholen, in denen die beiden alten Herren sich ergingen. Auch achtete ich zuletzt selbst nicht mehr darauf und war höchlich erstaunt, als sie, nachdem sie sich geraume Zeit in

die Fensternische zurückgezogen und dort eifrigst mit einander geflüstert hatten, plötzlich wieder auf mich loskamen, mich dicht vor sich auf eines der vergoldeten Marmortischchen stellten, die an den Pfeilern umherstanden, während Herr Christian mit zitternder Hand den Creppvorhang von dem Gemälde weg zog.

Unwillkürlich sah auch ich danach in die Höhe. Aber meine Erwartung wurde nicht befriedigt. Ich hatte mir hinter dem geheimnißvollen Vorhang irgend etwas, ich weiß selbst nicht was, aber jedenfalls etwas recht Seltsames und Unerhörtes vorgestellt — und nun, siehe da, war es nichts weiter, als das Bildniß eines jungen Mannes in schwarzer Tracht, mit feinen mädchenhaften Zügen, eingefaßt von blonden Locken, die sich lustig ringelten, ungefähr sowie die meinigen.

Aber für die beiden Alten mußte das Bildniß doch etwas höchst Merkwürdiges und Fesselndes haben; sie wurden nicht müde bald mich, bald das Bildniß anzusehen, drehten mir das Gesicht bald so, bald anders, strichen mir die Haare jetzt seitwärts, jetzt in die Höhe, verdeckten mir bald diese, bald jene Hälfte des Gesichtes — und immer wieder sahen sie dazu das Bildniß an und flüsterten sich in die Ohren und winkten einander mit den Augen und

stießen einzelne kurze Laute, Laute der Ueberraschung, des Staunens aus, daß es mir zuletzt ganz wirblich im Köpfchen wurde.

Endlich schien die Untersuchung beendet. Mit einem schweren Seufzer hob mein alter Gönner mich eigenhändig vom Tischchen, winkte, während er mit der andern Hand die meine festhielt, dem alten Christian, daß er den Vorhang wieder vor das Bildniß ziehe; dann ließ er mich los und warf sich, indem heiße Thränen aus seinen lieben freundlichen Augen hervorquollen, in den Lehnstuhl.

Herr Christian trat bescheiden hinter ihn; er schien ihm etwas ins Ohr zu flüstern, erst zögernd, dann dringender. Anfangs wollte sein Herr offenbar nichts von dem wissen, was der getreue Diener ihm zuflüsterte. Endlich jedoch gab er nach und hastig in die Höhe springend, mit einer so strengen, barschen Stimme, wie er nur immer zu Wege bringen konnte, fuhr er auf mich los.

„Wir wissen schon Alles, mein Kind,“ sagte er, „Dir geschieht nichts, sprich nur frei heraus: wer hat Dich her geschickt? Nicht wahr? Florine selbst hat Dich her geschickt? Sie ist uns nachgegangen, sie steht schon draußen? O ganz gewiß,“ rief er im Uebermaß des Schmerzes, indem zugleich die

Gluth eines hohen Zorns sein edles Antlitz übergoß: „Sie steht draußen und lacht ins Fäustchen und wartet nur, bis der betrogene Großpapa die Thüre öffnen wird und wird die schöne Sünderin an sein Herz ziehen?! Aber das geschieht nie, nie, nie!“ rief er, indem er vor Zorn mit dem Fuße stampfte: „Nie soll sie mir über diese Schwelle kommen! Sie nicht — sie hat nie für mich gelebt, sie ist todt — todt für mich wie dieser da,“ setzt er mit gebrochener Stimme hinzu, indem er auf das verhüllte Bildniß deutete.

Auch der alte Christian drängte mich.

„Höre,“ sagte er, „was der gnädige Herr Dir befiehlt! Sprich, sprich! Entdecke Alles! Wir kennen ja doch schon Florinens Absicht, wir glauben gern, daß Du ein gutes Kind bist und daß Du nichts weißt von dem unwürdigen Spiel, welches man mit meinem gnädigen Herrn treiben will und zu dem man Dich als Werkzeug benutzt! Siehst Du, jetzt nickst Du schon mit dem Kopfe — sie ist draußen, wie? Habe ich recht? So geh' hinaus, geh', sag' ihr, daß mein unglücklicher Herr stirbt, wenn er sie sieht — sie möchte sich mit dem einen Opfer begnügen.....“

Siebentes Capitel.

Geheime Verhandlungen.

Großpapa — Florine — vor der Thüre stehen — wie gesagt, es wurde mir ganz wirblich davon im Kopfe. Auch mochte wohl der Ausdruck meiner Verwunderung, wie dieselbe sich in meinem Gesicht abprägte, so natürlich sein und so deutlich, daß der alte Christian sich plötzlich auf den Mund schlug und mit demüthiger Geberde, das weiße Haupt tief verneigend:

„Verzeihung," sagte er, „gnädiger Herr: allein ich fürchte wirklich, Sie haben Recht gehabt und mein Eifer für das Wohl meines geliebten Herrn hat mich wieder einmal zu weit getrieben — Sehen Sie diese Augen: nein, sie können nicht lügen, diese Augen, und meinen Kopf setz' ich zum Pfande, das Kind ist unschuldig und weiß nichts von Allem, wonach wir es fragen."

„Es sind die Augen meines Adolph," sagte der alte Herr mit tonloser Stimme. Dann preßte er mich noch einmal heftig an sich, legte die Hand auf mein Haupt, als wollte er mich segnen und zog sich leise, den treuen Diener nach sich winkend,

in das Nebenzimmer zurück. Die Thür ließen sie diesmal hinter sich geöffnet, vermuthlich um mich besser beobachten zu können oder vielleicht auch nur, damit ich mich in meiner Verlassenheit nicht anfangen sollte zu ängstigen. Auch führten sie ihre Unterredung zwar sehr eifrig, doch mit so leiser Stimme, daß, selbst angenommen, ich hätte etwas davon erlauschen wollen, meine Anstrengung doch ganz vergeblich gewesen sein würde.

In der That jedoch gab ich mir diese Mühe gar nicht. Im Gegentheil, ich saß in meiner Divanecke so bequem, die ungewohnte Bewegung des Fahrens, das lange eifrige Gespräch hatten mich müde gemacht, das leise Murmeln der Stimmen im Nebenzimmer kam dazu — genug: ich that, was, wie ich glaube, in derartiger Situation von zehn Kindern meines Alters neun gleichfalls gethan hätten: ich schlief ein . . . . .

Wie lange ich geschlafen, wüßte ich nicht zu sagen. Doch muß es ziemlich lange gewesen sein, da, wie ich einschlief, die Sonne noch ganz hoch am Himmel stand, jetzt aber, da ich erwachte, war das Zimmer bereits von leiser Dämmerung angefüllt. Und wem gehörte das Gesicht, das mich durch die Dämmerung mit mütterlicher Zärtlichkeit anschaute?

Nicht Florine, wie Du vielleicht erwarten oder wünschen möchtest, o Du, deren Auge einst auf diesen Blättern ruhen wird: es ist kein Roman mit tief angelegten Verwickelungen und künstlich herbeigeführten Ueberraschungen, was ich Dir hier erzähle, sondern nur die Geschichte eines einfachen schmucklosen Lebens — nein: das Gesicht meiner alten treuen Dörte war es, das auf mich niederblickte!

Die alte ehrliche Seele war, da ich nicht zur vorgeschriebenen Stunde nach Hause kam, in die äußerste Unruhe gerathen. Dem Zorne des Herrn Nonnemann, der es für unmöglich erklärte, daß irgend Jemand sich verirren könne, den er nach mathematischen Grundsätzen instruirt und zurechtgewiesen hatte, setzte sie den nicht unbegründeten Vorwurf entgegen, daß man sehr leichtsinnig sein müsse oder sehr unerfahren, ein achtjähriges Kind einen solchen weiten, ihm völlig fremden Weg allein zurücklegen zu lassen — und kurz und gut, da eine Viertelstunde nach der andern verging und keine Helene zeigte sich, so machte das alte treue Wesen sich selbst auf den Weg mich zu suchen. Ihr erster Gang war zu dem Magister: allein auch der wußte nichts zu berichten, als daß ich seine Wohnung

pünktlich zur vorgeschriebenen Zeit, also vor reichlich zwei Stunden, verlassen.

Nun stieg der alten Dörte das Blut zu Kopfe; wie eine angeschossene Löwin, der man ihr Junges geraubt, stürzte sie durch die Straßen, fragte hier und dort, trat in dies und jenes Gewölbe, und war auf diese Weise wirklich so glücklich, wenn auch erst nach langem mühseligem Suchen, meine Spur ausfindig zu machen.

Wie sie sich dann weiter in das Zauberschloß gefunden, wo ich seit einigen Stunden verweilte, und welche Verhandlungen da zwischen ihr, dem alten Herrn und dem neugierigen Christian stattgefunden, davon sagte sie mir nichts. Und ich — ich dachte natürlich auch nicht daran, sie darum zu fragen, ich war, trotz aller Pracht und Ueppigkeit, die mich hier umgab, doch nur froh, das alte treue Gesicht wieder zu sehen.

Ja im ersten Augenblick, da sie mich weckte, dachte ich nicht anders, als ich wäre auf ihrem Schoß hinter der Ofenecke eingeschlafen, und streckte die Arme aus, daß sie mich in mein Bett zurücktragen sollte.

Und so dauerte es einige Zeit, bevor ich mich zurechtfand. Mein sicherster Wegweiser dabei war

der weiße Pudel; wie seine schwarzen Glasaugen mir durch die Dämmerung entgegen funkelten, stand gleich die ganze abenteuerliche Geschichte der jüngst verlebten Stunden wieder vor mir. Gern hätte ich meiner alten Dörte den Hergang aufs Genaueste erzählt und mich ihres Schutzes gegen den Zorn meines Oheims versichert. Aber sei es Schreck, sei es aus einem andern Grunde — die alte Dörte war so aufgeregt, daß sie, ganz gegen ihre Gewohnheit, weder Zeit noch Lust hatte mich anzuhören; sie meinte, das würde sich Alles schon finden, vor Herrn Nonnemann brauche ich keine Sorge mehr zu haben, jetzt sei es Zeit, an andere und wichtigere Dinge zu denken . . . .

Damit begab sie sich ebenfalls in das Nebenzimmer, wo mein alter würdiger Gönner noch immer mit aufgestütztem Haupte saß und ich sah durch die Dämmerung, wie sie die Köpfe zusammensteckten und wisperten und flüsterten und meine alte Dörte schlug die Hände zusammen, während der Mund ihr ‚wie ein Schlachtschwert ging‘ — das heißt diesmal ganz leise, und nur an der nickenden Bewegung des Kopfes und der Heftigkeit, mit welcher sie die Luft durchfocht, merkte ich, wie eifrig sie war. Endlich schien die geheimnißvolle Verhandlung

zum Schluß gekommen. Ein Diener brachte zwei hohe silberne Armleuchter mit brennenden Kerzen. Gleich darauf trat mein alter Freund herein, gefolgt vom treuen Christian und meiner Dörte. Sein Gang war müde und erschöpft, das Antlitz bleich. Doch lächelte er mich schon von weitem freundlich an und streckte mir die Arme entgegen. Ich, ohne selbst recht zu wissen wie, flog hinein; es freute mich, den alten Herrn, der mir den schönen Pudel geschenkt hatte, wieder heiter und freundlich zu sehen. So hingen wir in langer, zärtlicher Umarmung und ich fühlte, wie seine Thränen auf meine Stirne tropften. Auch die alte Dörte drehte eifrig am Schürzenzipfel, Herr Christian aber wischte die Augen und machte sich an den Kerzen zu thun, als ob dieselben zu trübe brennten . . . .

Achtes Capitel.

Ein neues Leben.

Gesprochen wurde von uns Allen wenig oder nichts. Nur beim Abschied, nachdem der kleine stumpfnasige Lakei mit der langen rothen Weste

gemeldet hatte, daß angespannt sei (und wie sich von selbst versteht, war es wieder der Wagen mit den Schimmeln), drückte der alte Herr mir einen letzten väterlichen Kuß auf die Stirn und sagte:

„Wir haben unsere Bekanntschaft auf etwas seltsame Weise eingeleitet, kleine Dame. Es hat Dir bei mir gefallen — nun gut, Du gefällst mir auch und wenn Du hübsch artig sein willst und willst Dich nicht wieder, statt geraden Wegs von der Schule nach Hause zu gehen, an den Schaufenstern umhertreiben und den Deinigen dadurch unnöthige Sorge bereiten, so soll es Dir erlaubt sein, mich ab und zu wieder zu besuchen — und auch Deinen weißen Pudel sollst Du mitbringen dürfen," setzte er mit gütigem Lächeln hinzu.

Ich gelobte Alles, was er verlangte — ehrlich zu sagen: die Aussicht noch einmal, ja vielleicht noch öfter in der schönen Schimmelequipage zu fahren, hatte schon wieder meine ganzen Sinne gefangen genommen und auch der Abschied von dem alten gnädigen Herrn wurde mir dadurch wesentlich erleichtert.

Doch wollte derselbe mich nicht ohne ein ganz besonderes Andenken von sich lassen. Zuerst zog er seine große goldene, mit Demanten besetzte Uhr

hervor, an der eine Menge von Ringen, Petschaften und anderen Kleinodien funkelte; er suchte darunter nach, bis er endlich einen ganz kleinen einfachen Ring mit einem kleinen blutrothen Steinchen gefunden hatte, und schon war er im Begriff, mir denselben an den Finger zu stecken (es war, wie gesagt, ein ganz kleiner Reif, der auch schon früher von einem Kinde getragen sein mußte), — als er sich plötzlich wieder eines Anderen besann. Mit leichtem Kopfnicken winkte er Herrn Christian zu sich, sagte ihm leise etwas ins Ohr, worauf Herr Christian den Epheukranz von dem umflorten Bilde nahm und ihm denselben überreichte. Der alte Herr betrachtete den Kranz schweigend, brach dann ein Blättchen davon ab und es mir mit sanftem Finger in den Ausschnitt meines Kleidchens schiebend, daß das kühle grüne Blatt sich dicht an meine Kinderbrust schmiegte:

„Da," sagte er mit eigenthümlichem Ausdruck, „nimm das Blatt, das ist besser als Gold und Silber. Und wenn Du gut und fromm bist, wie ich es von Dir hoffe, so soll auch noch das welke Blatt sich für Dich in Gold und Silber verwandeln."

Die letzteren Worte waren wohl eigentlich mehr an die alte Dörte gerichtet als an mich. Auch schienen sie derselben zu einer wesentlichen Befriedi-

gung zu gereichen und so, mit vielfachen Knixen und Händeschütteln, empfahlen wir uns.

Unten stampften bereits die Schimmel; wir stiegen ein, das heißt die alte Dörte und ich, und auch der treue Christian, dem sein Herr noch auf dem Vorsaal allerhand geheime Befehle in das Ohr geflüstert hatte, setzte sich zu uns. In den Straßen brannten bereits die Lichter und wenn schon die Fahrt bei Tage mich entzückt hatte, so war jetzt meines Staunens und Bewunderns kein Ende. Meinen beiden Begleitern war es vermuthlich ganz erwünscht, daß sie nicht nöthig hatten, sich mit mir zu beschäftigen; sie flüsterten eifrigst mit einander und die alte Dörte, die auch wohl noch nie auf seidenem Kissen gethront hatte, gesticulirte so heftig, daß sie fast mit ihrem knöchernem Ellenbogen eine von den schönen Spiegelscheiben eingestoßen hätte. — Nur einmal kam ich ein wenig zu mir aus meinem wachen Traume; indem ich mein heißes Antlitz gegen die Kissen drückte, fragte ich mit jener Altklugheit, in die Kinder meiner Art so leicht verfallen:

„Und was wird nun aus dem Allen wohl werden, liebe Dörte?"

Herr Christian aber antwortete statt ihrer mit feierlicher Stimme:

„So Gott will — ein neues Leben.“

Und das Wort wurde zur Wahrheit, wenn auch vielleicht nicht so vollständig, wie man nach dem überraschenden und glänzenden Anfang hätte erwarten sollen. — Noch denselben Abend, mit denselben Schimmeln, die mich nach Hause brachten, fuhr Herr Nonnemann zu meinem neu gewonnenen alten Freunde. Er ging nur schwer daran und es bedurfte, wie ich wohl merkte, der ganzen einschmeichelnden Beredtsamkeit des alten Christian, sowie der ganzen Tapferkeit, mit welcher die alte Dörte ‚ihr Schlachtschwert‘ schwang, um ihn zu einem Unternehmen zu bestimmen, das so ganz außerhalb seines herkömmlichen Kreises lag. Vielleicht waren auch noch andere Umstände dabei im Spiel, die seine Hartnäckigkeit noch vermehrten — vielleicht, sage ich: denn ich selbst erfuhr von Allem, was in dieser Angelegenheit verhandelt wurde, nicht das Geringste, ja selbst den Namen meines Gönners erfuhr ich erst geraume Zeit später und bei einer ganz zufälligen Gelegenheit. Es war ein Herr von Eberstein, einer der reichsten und angesehensten Edelleute des Landes, der früher lange Jahre im Staatsdienst gestanden und hohe und einflußreiche Aemter bekleidet hatte; seit einiger Zeit jedoch, in Folge seines hohen Alters sowie schwerer

Familienverluste, die ihn betroffen, hatte er seiner Wirksamkeit entsagt und sich in unsere Stadt, in die Nachbarschaft seiner großen und ausgedehnten Güter zurückgezogen.

Die alte Dörte wußte mir seinen Reichthum nicht glänzend genug zu schildern, — und nur noch seine Güte, meinte sie, ginge über seinen Reichthum. Von beiden hatte ich ab und zu Gelegenheit mich zu überzeugen, da nämlich das Unerhörte wirklich geschah und Herr Nonnemann mir in der That, nach mancherlei Conferenzen und Verhandlungen, gestattete, meinen Gönner zuweilen in seinem Palais zu besuchen.

Das waren denn die Lichtblicke meines jungen Lebens. Der alte Herr war unverändert freundlich und gütig gegen mich, und ich gewann ihn mit der Zeit aufrichtig lieb. Dennoch behielt seine Freundlichkeit stets einen gewissen ernsten, feierlichen Anstrich; mit großer Sorgfalt erkundigte er sich nach meinen kleinen Studien und ohne Zweifel war es auch seine Vermittelung, der ich es verdankte, daß mir mit der Zeit bessere und gewandtere Lehrer gehalten wurden. Ich lernte, wie dieselben versicherten, mit großer Leichtigkeit und das Zeugniß wenigstens kann ich mir allerdings geben, daß ich mit großer Liebe

lernte; wußte ich doch, daß ich meinem alten Herrn eine Freude damit bereitete.

Nur Eins war mir bei alledem höchst schmerzlich: nämlich daß ich in Gegenwart des Herrn von Eberstein niemals meiner geliebten Florine erwähnen durfte. Der treue Christian hatte mir in seinem Auftrag ausdrücklich untersagt, den Namen jemals über die Lippe zu bringen, und aus freien Stücken hatte er dabei noch hinzugesetzt, wenn ich dies Verbot nicht halte, so könne es der Tod des alten Herrn sein. — Auch Dörte war mit dieser Einschränkung sehr unzufrieden; sie suchte mit Herrn Christian darüber zu unterhandeln, fand ihn jedoch ebenfalls unerbittlich und tröstete sich zuletzt, indem sie mit einem außerordentlich schlauen Gesicht meinte: die Zeit bringe Rosen und das sei kein ordentlicher Baum, der auf den ersten Hieb falle.

Diese Besuche jedoch, die nur für meine Wünsche viel zu selten waren (in der That nämlich besuchte ich meinen alten Herrn regelmäßig nur einmal im Monat und auch diese Zahl wurde noch dadurch verkürzt, daß er einen bedeutenden Theil des Jahres auf seinen Gütern zubrachte, wohin ich ihm nicht folgen durfte) — diese Besuche abgerechnet, sage ich, sowie den verbesserten Unterricht, dessen ich genoß,

verliefen mir die Tage im Hause meines Pflegevaters in hergebrachter Weise. Er selbst war noch viel schweigsamer als sonst; auch fing er jetzt an, seine jährliche Ferienreise etwas länger auszudehnen, worüber, ehrlich gestanden, wohl Niemand im Hause böse war. Auch schalt und zankte er jetzt weniger mit mir, ohne darum doch von seiner Herbigkeit nachzulassen.

Dagegen war mit Tante Fränzchen eine Veränderung vorgegangen, die mich Anfangs recht betrübte. In dem Maße nämlich, wie ich meine neue vornehme Bekanntschaft cultivirte, wie ich allerhand Sprachen und Wissenschaften erlernte, Musik, Zeichnen, Malen trieb und was sonst zur herkömmlichen Erziehung unserer jungen Mädchen gehört (und das ist, Gott sei es geklagt, zwar Vielerlei, aber doch nur wenig Nützliches), in demselben Maße zog sie sich von mir zurück und wurde fremder und kühler gegen mich, und selbst meine verdoppelten Anstrengungen, recht sanft und folgsam zu sein, konnten mir ihre frühere Theilnahme nicht wieder gewinnen.

Doch kam dazu freilich auch noch ein anderer Umstand, der wohl wichtig genug ist, ihm einen eigenen Abschnitt zu widmen.

Neuntes Capitel.

Die Brüder.

Es begegnet wohl öfter, daß das Leben eines Menschen lange Zeit einförmig, ereignißlos dahin schleicht, so daß Einem die Stille, in der man lebt, wahrhaft zur Gewohnheit wird und man es selbst gar nicht mehr anders weiß und wünscht. Sowie dieser ruhige Fluß der Tage aber erst einmal durch irgend eine ungewöhnliche, unerwartete Begebenheit gestört worden, so ist es nicht anders, als wäre ein Stein in den Grund versenkt, an dem sich die Wellen nun für alle Folgezeit brechen und zusammenwirbeln müssen; ein Ereigniß jagt dann das andere, was noch vor kurzem etwas ganz Unerhörtes war, sinkt zur Alltäglichkeit herab und das ganze Leben gewinnt einen neuen fremdartigen Anstrich. — Der Volksmund bezeichnet das, indem er von dem Glück und dem Unglück spricht, das, wie er behauptet, ‚nie allein kommt‘: und daß daran wirklich etwas Wahres, das sollte auch ich schon in früher Jugend erfahren.

Meine Bekanntschaft mit dem alten Herrn von Eberstein war solch ein Trieb gewesen, der meinem ganzen Dasein ein neues, frisches Blut einflößte.

Nicht nur, daß mir dadurch eine Menge neuer Erfahrungen, Anschauungen und Empfindungen zugeführt ward, sondern auch äußerlich wurde mein Leben ein anderes; als wäre der Bann der Einsamkeit und Langweiligkeit von mir genommen, drängten sich, in immer kürzeren Pausen, Ereignisse auf Ereignisse. Ja nicht lange währte es und der Sturm des Schicksals hatte mich so gefaßt und wirbelte mich dermaßen hin und her, daß ich mich fast nach der Einförmigkeit meiner früheren Jahre zurückgesehnt hätte . . .

Aber das nächste Ereigniß, das mich betraf, war doch in seinem Beginn sehr schön und sehr erfreulich: die beiden Knaben meiner Tante Fränzchen, meine Vettern, hatten das Alter erreicht, wo sie das Waisenhaus verlassen mußten und da, wie wir wissen, der höchste Ehrgeiz ihrer Mutter dahin ging, sie möchten ein paar ‚solide kleine Beamte' werden, so hatte Herr Nonnemann, den wir ja ein für allemal als das Opfer brüderlicher Liebe kennen, die außerordentliche Gnade gehabt, die beiden jungen Leute in sein Haus und unter seine unmittelbare Aufsicht zu nehmen.

Ich lasse unerörtert, wie viel an diesem Entschluß wirkliche Menschenliebe war und wie viel Antheil daran das Bedürfniß unseres Oheims hatte,

Personen um sich zu haben, die er knechten und hofmeistern konnte. Die Knaben selbst hätten sich wohl gern einen andern Beruf und auch wohl einen andern Aufenthalt gewählt. Doch hatten sie eben keine Wahl; die Mutter hatte gewünscht, der Oheim hatte befohlen, das Waisenhaus hatte sie entlassen — wohin also mit ihnen? Und mußten sie es nicht noch für ein Glück betrachten, daß das öde, finstere, langweilige Haus des Herrn Nonnemann sich den Heimathlosen eröffnete?

Zahlreicher wurde unser häuslicher Kreis dadurch zwar und auch wohl lebhafter; allein bis er wirklich angenehmer ward, das dauerte schon einige Zeit. Es waren ein paar muntere, tüchtige Knaben. Der ältere, Hermann, stand, wenn ich mich recht besinne, eben im sechzehnten Jahr; der andere, Emil, mochte ein oder zwei Jahre jünger sein. Für jeden Fall war der Unterschied des Alters zwischen ihnen und mir nicht zu groß um unsern Verkehr zu hindern und doch wieder bedeutend genug, um ihm eine gewisse feinere Haltung, den Stempel einer gewissen Ritterlichkeit, möchte ich sagen, aufzudrücken.

Namentlich war dies auf Seiten des älteren Bruders der Fall. Es war ein prächtiger Junge, dieser Hermann. Nicht gerade äußerlich, im Gegentheil,

sein Aeußeres hatte wenig Einschmeichelndes; seine Stirn hätte etwas höher, seine Nase etwas feiner ausgearbeitet, sein Mund etwas weniger gewölbt sein können. Doch entschädigte dafür nicht nur die frische, gesunde, ächt jugendliche Farbe seines Angesichts und der kräftige wohlproportionirte Körperbau, sondern hauptsächlich das helle, treue, gute Auge, mit dem er in die Welt sah und dessen treuherzigem Glanz es schwer war zu widerstehen. Ueberhaupt lag auf der ganzen Erscheinung ein Ausdruck von Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit, der gar nicht liebenswürdiger gedacht werden konnte; wie er da geschritten kam mit seinem kurzen festen Gang, der geraden stattlichen Haltung, dem kräftigen aufrechten Nacken, dem freien, kühnen und dabei doch so innigen, so herzlichen Blick und diesen frischen rothen Wangen, um welche das sanft gewellte braune Haar in lieblichen Ringeln floß — war er die personificirte Biederkeit und Treue, soweit dieselbe nur irgend in einer Knabengestalt kann zum Ausdruck gebracht werden.

Mit Emil verhielt es sich wesentlich anders. Er war hübsch, beinahe schön zu nennen: ein kleines glattes pfiffiges Antlitz, zart wie Milch und Blut, mit Augen wie Kohlen und herrlichen weißen Zähnen,

die schalkhaft zwischen den fein geschnittenen Lippen hervorlachten. Auch in geistiger Hinsicht schien er Hermann zu übertreffen, wenigstens was Raschheit des Verstandes, Witz und Schlauigkeit anbetraf. Hermann war mehr sinniger Natur; Emil's Geisteskräfte waren mehr nach außen gekehrt und hatten ihre Stärke mehr in der Leichtigkeit und Beweglichkeit, mit der er sie wie spielend bald hier-, bald dorthin lenkte. Jedenfalls indeß waren Beide ein Paar anziehende Gestalten, welche die zärtliche Liebe ihrer Mutter vollkommen verdienten und die auch gewiß zur größeren Anmuth unseres häuslichen Kreises recht viel würden beigetragen haben, hätten sie nicht bei dem unerbittlichen Herrn Nonnemann eine so gar harte, ja grausame Schule durchmachen müssen. Der würdige Mann holte an ihnen nach, was er in den letzten Jahren etwa an mir versäumt hatte. Da gab es dieselben endlosen Zänkereien um nichts, dasselbe Spionirsystem, dieselben Daumschrauben von Fragen, Vermuthungen und Zweifeln — kurz, der ganze Folterapparat der Nonnemann'schen Erziehungsmethode mußte durchgemacht werden und keine Handschelle und keine Schraube wurde ihnen erlassen.

Die Knaben dauerten mich unendlich. So jung

ich war, so sagte ich mir doch, daß sie das Entwürdigende dieser Behandlung noch viel tiefer empfinden müßten als ich selbst: erstlich weil sie so viel älter waren als ich, und zweitens weil sie heranwachsende Männer waren. Ich hatte zuweilen den lebhaften Wunsch, sie möchten sich doch nur einmal ordentlich widersetzen und auch sogar an offnen und geheimen Aufforderungen dazu ließ ich es nicht fehlen.

Allein immer vergeblich. Hermann lachte mich jedesmal mit seinen großen, klaren, treuherzigen Augen an und meinte, das sei noch gar nichts, er sei ein Waisenknabe, die müßten sich noch auf ganz Anderes gefaßt machen und sich noch ganz anders durchs Leben schlagen . . . . .

Entgegnete ich ihm darauf, daß ich doch auch eine Waise sei und doch keine Lust verspüre mich noch länger so behandeln zu lassen, wie es ihm geschehe, so lachte er erst recht; je nun, meinte er, ich sei auch eine junge Dame und mit jungen Damen sei das wieder etwas Anderes.

Und dabei drückte er sich an mich und küßte mir die Stirn mit solcher Mischung von brüderlicher und ritterlicher Zärtlichkeit, daß mancher erwachsene Mann sich ihn hätte zum Muster nehmen können.

Emil hörte diesen Gesprächen gewöhnlich mit stillem bedeutungsvollen Lächeln zu. Er hatte nicht die natürliche Fügsamkeit seines Bruders, im Gegentheil, er war ein heftiger, fast trotziger Charakter. Aber er besaß auch große Klugheit und suchte sich den Umständen anzupassen, wie es eben gehen wollte. Hermann war nach Kräften fleißig, diensteifrig und bescheiden und erfüllte seine Obliegenheiten mit allem Eifer; gelang es ihm aber bei alledem nicht (und wie hätte es ihm gelingen können, einem Manne gegenüber gleich unserm Oheim?!) die Zufriedenheit seines strengen Aufsehers zu erwerben, je nun, so grämte er sich auch nicht sehr darum; er nahm dann sein Ungewitter hin, schüttelte sich ein wenig und ging seinen Weg weiter wie zuvor.

Anders Emil. Emil suchte die Schwächen unseres Oheims abzulauern und wenn dies schon, wie wir früher gehört haben, einer so einfachen, um nicht zu sagen beschränkten Frau gelang, wie Tante Fränzchen war, um wie viel mehr mußte es dem schlauen, scharfsichtigen Knaben gelingen. Wirklich brachte er es in kurzer Zeit dahin, daß ihn Herr Nonnemann uns regelmäßig als Muster aufstellte: im Grunde zwar tauge er ebenfalls wenig, etwas

besser aber als wir, an denen Hopfen und Malz vollständig verloren, sei er denn doch . . . . .

Machte ich Emil darüber, wenn wir Drei allein waren, freundschaftliche Vorstellungen (und auf mein Damenrecht gestützt, nahm ich mir diese Freiheit sehr oft), so flog über sein Antlitz das schon vorhin erwähnte bedeutungsvolle Lächeln.

„Meinst Du denn, Du kleiner Grasaffe,“ sagte er dann, „daß diesem elenden Plebejer das Alles so geschenkt ist? Er hat jetzt seine Zeit: aber gib Acht, die meine wird auch kommen . . . . .“

Und dabei konnten ihm die Augen funkeln, daß mir ganz unheimlich dabei wurde. —

Eine andere Eigenthümlichkeit Emil's, die mich ebenfalls in häufige Streitigkeiten mit ihm verwikkelte, lag in der Art und Weise, wie er über meinen Verkehr mit dem alten Herrn von Eberstein urtheilte. Anfangs hatte er sich aufs Lebhafteste dafür interessirt und mir ohne Aufhören in den Ohren gelegen, ich solle ihn doch einmal mitnehmen; er wünsche auch einmal zu wissen, wie es in einem solchen Palais aussähe, besonders da er stark im Plane habe, sich dereinst etwas Aehnliches anzuschaffen.

Natürlich stand dies nicht in meiner Macht;

eine leise Andeutung darüber, die ich einmal gegen den guten Herrn Christian gewagt, war von demselben mit großer Entschiedenheit abgewiesen worden, und so hatte Emil, wohl oder übel, auf seinen Wunsch verzichten müssen. Wie sauer ihm das jedoch geworden, zeigte die spöttische, beinahe hämische Art, mit der er seitdem von diesen Besuchen sprach. Vieles, ja das Meiste davon verstand ich nicht; meine Frühreife lag, Gottlob, auf einem andern Gebiete, als dasjenige, auf welches Emil durch seine Waisenhaus-Erziehung geführt worden war. Aber auch das Wenige, was ich davon verstand, kränkte und erbitterte mich; ich sah darin, und gewiß nicht mit Unrecht, theils einen unbrüderlichen, bösartigen Neid, theils glaubte ich darin die Einwirkungen seiner Mutter, der Tante Fränzchen zu erkennen, und weder das Eine noch das Andere war geeignet, ihm meine Nachsicht zu erwerben.

Im Uebrigen mußte Emil sich sehr in Acht nehmen, daß sein Bruder nicht bei solchen Gesprächen zugegen war; er hatte sonst seinen Vorwitz jedesmal schwer zu büßen. Emil war gewandter als Hermann, ohne Zweifel: aber dieser war bei weitem stärker. Es dauerte gewöhnlich lange, bevor er von seiner Stärke Gebrauch machte, wie er denn überhaupt

äußerlich ein etwas stiller, schwerfälliger Junge war. Doch hatte diese Geduld Grenzen und daß jeder Angriff, welchen Emil gegen mich richtete, jenseit dieser Grenzen lag, davon mußte er sich nicht selten zu seinem sehr fühlbaren Schaden überzeugen . . . .

Zehntes Capitel.

Vor dem Sturm.

Dies also jene „Wir Kinder,“ von denen ich im Eingang meiner Geschichte sprach. Die gelegentlichen kleinen Scharmützel mit Emil abgerechnet, hielten wir treulich zusammen. Namentlich bestand zwischen Hermann und mir eine große Zärtlichkeit; mit unerschöpflicher Geduld hörte er meine kleinen Erzählungen an und auch die Luftschlösser, die ich nach Kinderweise in Betreff meiner Zukunft baute und in denen eine seidengepolsterte Kutsche mit Schimmeln allmählich eine höchst wichtige Rolle spielte, ließ er mit gutmüthigem Lächeln an sich vorüber passiren.

Er selbst sprach über seine Zukunft nie. Neckte ich ihn darüber und warf ihm seinen Kleinmuth vor und seinen Mangel an Phantasie, so zuckte er

wiederum blos mit den Achseln und meinte: ein Waisenknabe dürfe auch keine Zukunft haben wollen, der müsse zufrieden sein, wenn er nur dem Bedürfniß des Augenblicks genügen könne und darum möge auch er für sein Theil, wenigstens so lange seine Mutter am Leben, gar nicht daran denken, etwas Anderes zu werden als seines Oheims Schreiber und Famulus. — Merkwürdig war mir bei dieser Resignation nur, daß er bei alledem so außerordentlich fleißig war und mit solchem brennenden Eifer Alles sammelte und benutzte, was irgend von Bildungsmitteln in seine Nähe kam. Da war kein Buch in meinem Schrank (ich habe schon gesagt, daß seit der Bekanntschaft mit dem alten Herrn von Eberstein weit mehr Fleiß auf meine Erziehung gewendet ward), das er nicht von vorn bis hinten durchlas, und nicht ein- sondern zwei- und dreimal hintereinander; französisch und englisch sah er mir sozusagen am Munde ab und hatte mich bald sogar darin überholt. Wenn ich ihn dann neckte, warum er sich so plage und was diese vielerlei Kenntnisse ihm, dem Schreiber und Famulus des Herrn Nonnemann, sollten, so sah er mich wieder treuherzig lächelnd an und sagte: Jedermann habe seine Schwäche, seine Schwäche aber sei, daß er gern recht viel lernen möge, auch wenn er es niemals brauche,

blos wie der Hamster im Bau seine Schätze zusammenschleppe. — Emil theilte diese Leidenschaft durchaus nicht und sein gutmüthiger, treuherziger Bruder hatte deshalb Manches von ihm auszustehen; er nannte ihn einen Pedanten und Plebejer, welches Letztere in Emil's Augen eine ganz schmähliche Beleidigung war. Hermann indessen ließ sich auch diese gefallen und ging nach allem Necken und Schelten so ruhig an seine langweilige Bureauarbeit zurück, als wäre nichts vorgefallen.

Nämlich dies ist auch noch etwas, was ich vorhin zu erzählen vergessen habe und was hier nachgeholt werden muß: beide Brüder waren von dem gestrengen Oheim als ‚Schreiber' auf seine Kassenstube genommen worden, sie sollten hier den ‚kleinen Dienst' erlernen, und da Herr Nonnemann bekanntlich eine Autorität war im ‚großen' sowohl wie im ‚kleinen' Dienst, so ließ sich gegen die Zweckmäßigkeit dieser Schule allerdings nichts einwenden.

Und so lebten wir denn einige Zeit ruhig und glücklich dahin — nicht so glücklich, wie wir hätten leben können, wenn das Auge eines Vaters uns geschienen oder wenn nur Herr Nonnemann ein Anderer gewesen als er war — aber doch immer unendlich glücklicher, als ich früher in meiner Vereinsamung

gelebt hatte. Auch blühte ich ganz neu auf; mein Blut wurde ruhiger, mein Geist klarer, die krankhafte Reizbarkeit meiner Nerven verlor sich, meine Stimmung wurde gleichmäßiger und Vetter Emil, wenn wir Abends zu Zweien unter dem alten Birnbaum saßen, flüsterte mir wohl mit heimlichem Lächeln ins Ohr, ich würde allmählich ein ganz erträglicher Backfisch: eine Aeußerung, deren Sinn mir zwar völlig unklar blieb, die ich aber doch mit der natürlichen Eitelkeit des werdenden Weibes bestens acceptirte.

Selbst Florinens Bild (wenn ich ein Bild nennen darf, was doch in Wahrheit ein bloßer Schatten war, ja ein bloßer Hauch) fing nachgerade an bei mir in den Hintergrund zu treten. Nicht aus Gleichgiltigkeit, wahrhaftig nicht: aber auch die reinste, edelste Flamme muß endlich erlöschen, wenn es ihr an Nahrung fehlt. Und ich hatte ja Niemand, mit dem ich von Florinen sprechen durfte. Bei meinem Oheim und Tante Fränzchen war der Name ebenso verpönt wie bei meinem alten ehrwürdigen Gönner; Dörte wurde immer älter und mit dem Alter immer unleidlicher, sie schalt und zankte auf Gott und die Welt, namentlich auch auf Herrn von Eberstein, gegen dessen Vortrefflichkeit ihr neuerdings bedeutende Zweifel aufgestiegen zu sein schienen; ja selbst gegen

mich, ihren Augapfel. Ich war freilich kein Kind von acht Jahren mehr, kam nicht mehr Abends auf nackten Füßen zu ihr in die Küche geschlichen, ließ mich nicht mehr auf ihren Armen in mein Bettchen zurücktragen. Diese so ganz natürliche Veränderung empfand die alte Dörte nach der Art solcher gutmüthigen, aber eigensinnigen und ungebildeten Leute wie ein Unrecht; sie zürnte mit mir und warf mir vor, ich hätte sie nicht mehr so lieb wie ehemals und auch ihre alten wunderbaren Geschichten wollte sie mir nicht mehr erzählen. Für eine junge vornehme Dame, meinte sie, die englisch und französisch lerne, sei das nichts mehr, die habe andere Interessen — und zuletzt sei es auch wohl besser, die Todten blieben todt . . . . .

Diese Verstocktheit ärgerte mich ganz ungemein, besonders da das alte wunderliche Wesen mir ja früher ausdrücklich versprochen hatte, wenn ich nur erst älter wäre, wolle sie mir Alles erzählen und auch der letzte Schleier solle alsdann zwischen uns fallen. Erinnerte ich sie jetzt daran, so erwiederte sie mir mit dumpfem Lachen: ich sei zwar älter geworden, aber noch lange nicht alt genug zu solchen Geschichten, die könne man erst anhören, wenn man graue Haare habe wie sie oder auch gar keine mehr; da

sei man wenigstens sicher, daß sie sich Einem nicht verfärbten oder ausgingen vor Schrecken . . .

Andere Male wieder machte sie mir heftige Vorwürfe und verlangte von mir, ich sollte stehenden Fußes zu Herrn von Eberstein gehen und ihn aufs Gewissen fragen, was er denn eigentlich von meiner unglücklichen Mutter wisse. Und da ich, eingeschüchtert durch die Warnungen des alten Dieners, mich dessen weigerte, so nannte sie mich feig und undankbar und ließ mich Monate lang kein gutes Wort mehr hören.

Zu Emil, so lieb er mir war, hatte ich doch lange nicht Herz genug, um ihn in dies mein süßestes, thörichtstes Geheimniß einzuweihen. Hermann jedoch, dem ich es allerdings vertraute, hörte mich zwar geduldig an, aber er that es doch auch nur mit jenem Lächeln, das er auch meinen sonstigen Träumen in Betreff der Zukunft entgegensetzte. Und wenn ich dann nicht abließ und immer von Neuem versicherte, der Gedanke an Florine fülle meine ganze Seele aus und ohne die Gewißheit, sie dereinst noch in meine Arme zu schließen und solle es auch nur drüben sein, wo alle Getrennten sich vereinigen — so führte der böse phlegmatische Mensch mich wohl

unter den alten Birnbaum, zeigte mir die dürren Aeste, die sich immer spärlicher belaubten, und sagte:

„Siehst Du, meine Liebe: Blätter trägt er noch und auch der Stamm hält noch zur Noth zusammen — aber so lange Du denken kannst, hast Du schon jemals eine Frucht von ihm geerntet?"

Das verstand ich denn wiederum nur halb oder auch gar nicht. Aber es ärgerte mich bei alledem und ich konnte es dann mit Hermann machen, wie die alte Dörte mit mir, und konnte halbe Tage und Wochen neben ihm hin gehen, ohne ein freundliches Wort mit ihm zu wechseln.

Eilftes Capitel.

Die nächtliche Fahrt.

Und doch, was waren diese kleinen Wolken, die hie und da an unserm Jugendhimmel aufstiegen, gegen das furchtbare Unwetter, diesen wahren Schlag aus blauem Himmel, der uns bald darauf treffen und unser ganzes armes Glück zerschmettern sollte!

Die Erste, welche die schwere Hand des Schicksals empfinden sollte, war ich selbst. Es war im

Frühjahr, also zu einer Jahreszeit, die mein alter Gönner, Herr von Eberstein, regelmäßig auf seinen Gütern zuzubringen pflegte. Auch diesmal that er es und so war eine Reihe von Monaten vergangen, ohne daß ich sein liebes freundliches Antlitz gesehen hatte. Auf seinen ausdrücklichen Wunsch schrieb ich ihm zwar häufig und erstattete ihm Bericht über den Gang meiner Lectionen, so wie überhaupt über Alles, was sich in meinem kleinen Leben zutrug. Ich selbst hatte mich an diese Briefe so gewöhnt und fand so viel Unterhaltung darin, daß sie fast die liebste meiner Beschäftigungen waren. Er dagegen mochte sie wohl nur als Stylübungen betrachten oder richtiger gesagt als Controlle meiner fortschreitenden Bildung. Wenigstens mußte ich das aus dem Umstande schließen, daß er, trotz seiner sonstigen großen Zärtlichkeit gegen mich, mir doch meine Briefe niemals beantwortete und mir nur durch den alten Christian gelegentliche Grüße und Bestellungen zukommen ließ.

Es war, wie gesagt, im Frühjahr; der Tag war für die Jahreszeit ungewöhnlich warm gewesen und ich saß noch bei Einbruch der Nacht im Garten unter dem alten Birnbaum, der sich eben wieder mit neuen spärlichen Blüthen bedeckte, und hing meinen stillen Träumen nach. Ich rief mir die vielen stillen

Stunden zurück, die ich hier von meiner frühesten Kindheit auf einsam und vergessen zugebracht; die Vettern, von der geisttödtenden Schreiberarbeit ermüdet, hatten sich bereits zur Ruhe begeben, die Mondessichel lugte freundlich über die hohen Dächer, kein Lüftchen rührte sich — und deutlicher und strahlender denn seit langem trat die Traumgestalt Florinens, meiner angebeteten unglücklichen Mutter, vor meine Seele. Ich empfand einen tiefen stechenden Schmerz, daß ich sie so lange hatte vergessen können, sehnsüchtig breitete ich die Arme, als könnte ich sie umschließen . . .

Da plötzlich stand mein Oheim vor mir; war es die unheimliche Beleuchtung des Mondes oder was sonst, genug, er sah ganz leichenfarb aus, so daß ich Mühe hatte, das kreideweiße Antlitz von der hohen weißen Binde zu unterscheiden, die er auch bis zum späten Abend nicht ablegte.

Ich erschrak heftig, das Gewissen schlug mir. Und mit Grund. Herr Nonnemann, der, wie wir noch nicht vergessen haben, in allen Stücken ein richtiger ‚Mann nach der Uhr' war, hatte ein schweres Verbot erlassen, daß Niemand von uns nach einer bestimmten Stunde des Abends den Garten mehr betreten sollte; Ordnung regiere Staat wie Haus

und das müssige Hindämmern im Garten bei Mondschein und Heimchengezirpe sei auch nur einer von den Fallstricken, welche der Teufel den Menschen lege . . .

Ich hatte also alle Ursache bestürzt zu sein, da die verpönte Stunde in der That schon längst herangekommen war. Aber nein, diesmal führte ihn etwas Anderes her, etwas so Wichtiges, daß mir darüber selbst die frevelhafte Verletzung der Hausordnung in Gnade nachgesehen ward. Er hielt einen geöffneten Brief in der Hand und sagte mit einer Stimme, der ich deutlich eine gewisse innere Bewegung anmerkte, so viel Mühe er sich auch gab, dieselbe zu verbergen:

„Auf! auf! Es ist jetzt nicht Zeit, im Mondschein Maulaffen feil zu bieten: Du mußt sogleich ein wenig Wäsche zusammen packen, wir werden eine Reise mit einander machen.“

Eine Reise? mit meinem Oheim? Und in dieser nächtlichen Stunde?! Ich faßte unwillkürlich an meinen Kopf, ob ich nicht träumte . . .

Allein mein Oheim wußte mir diese Zweifel zu vertreiben; er hatte in so etwas eine sehr gründliche Art. Mit barscher Stimme wiederholte er seine Weisung und eilte mir voran ins Haus.

Im Hause fand ich Tante Fränzchen bereits

in voller Bewegung; sie schleppte Kisten und Kasten herbei, pochte Mäntel und Kleidungsstücke aus und zeigte ihren gewöhnlichen wirthschaftlichen Eifer, Alles jedoch ohne ein Wort zu sprechen und mit einer Miene, die auch zu keinem Gespräch einlud. Ich half ihr, so gut ich mit meinen schwachen Kräften vermochte, der Oheim trieb und mahnte und durch die verschlossenen Fensterladen war es mir, als hörte ich das ungeduldige Stampfen der Pferde schon vor dem Hause.

Endlich war Alles gerüstet. Gern hätte ich von den Vettern und der alten Dörte Abschied genommen; doch ließ sich Niemand von ihnen sehen und ich hatte den Muth nicht, nach ihnen zu fragen.

Der Wächter blies eben die zehnte Stunde und die Nachbarhäuser schlossen sich mit Geräusch, als wir vor die Hausthür traten. Und richtig, da stand auch bereits der Wagen, mit vier starken Gäulen bespannt. So viel die Dunkelheit erkennen ließ, schien es die Livree meines theuren Gönners, des Herrn von Eberstein zu sein. Eine furchtbare Ahnung durchzuckte mich; gern hätte ich gefragt, was dies Alles bedeute und wohin diese so ganz ungewöhnliche nächtliche Reise gehe. Allein die Anwe=

senheit meines Oheims schnürte mir die Kehle zu; ich wußte ja doch zum Voraus, daß ich keine Antwort bekäme. Tante Fränzchen schloß eigenhändig die Wagenthür, wobei sie, gestützt auf das Außerordentliche des Ereignisses, sich die Freiheit nahm, dem verehrten Herrn Schwager noch einige Rathschläge und Warnungen in Betreff seiner kostbaren Gesundheit zu ertheilen.

„Pflicht, Pflicht," murrte Herr Nonnemann in jenem Tone, den wir längst an ihm kennen: „Alles Pflicht! Die Welt ist nun einmal durch des Teufels Arglist verkehrt worden von oben bis unten und darum muß auch ein fünfzigjähriger Mann seine Nachtruhe und die heilig gehaltene Ordnung seines Hauses einer zwölfjährigen Närrin zum Opfer bringen" . . . .

Damit zogen die Pferde an. Einer zwölfjährigen Närrin? Also war wirklich ich die Veranlassung dieser Reise? So handelte es sich um mich bei dieser seltsamen nächtlichen Fahrt? Für mein Leben gern hätte ich das Fenster aufgerissen und hätte den Kutscher gefragt, wohin wir fuhren. Allein Herrn Nonnemann, im dicken Reiserock mit, einem zweiten neben sich (er litt sehr an Rheumatismen und schwebte daher in fortwährender Furcht sich zu erkälten), das war ein

niederschlagendes Pulver, bei dem Einem solche verwegene Gedanken schon vergingen. —

Es war meine erste Reise. Die erste Reise! Welch ein Zauber liegt sonst in diesen Worten! Und was ist die erste Kutschwagenfahrt gegen die erste Reise! Unwillkürlich mußte ich an jenes Abenteuer von vor vier Jahren denken. Ja es that mir ordentlich leid, daß ich nicht wenigstens meinen kleinen weißen Pudel bei mir hatte, der damals, durch Herrn Christian's Vermittelung, wirklich Zutritt in unserem Hause gefunden und, wiewohl ein wenig kahl, gelb und unscheinbar geworden, nebst dem vertrockneten Epheublatt noch immer die Krone meiner kleinen heimlichen Schätze bildete; so hätte ich doch wenigstens einen bekannten, vertrauten Gegenstand neben mir gehabt während dieser unheimlichen nächtlichen Fahrt. Ich suchte die Gegend zu erkennen, durch die wir fuhren; allein da ich das Weichbild der Stadt noch niemals verlassen hatte, so war das ein höchst thörichtes und fruchtloses Beginnen.

Herr Nonnemann saß regungslos, ich wußte nicht, ob er wachte oder schliefe und nur die hohe weiße Halsbinde leuchtete gespenstisch durch die Dunkelheit. Zwei- dreimal wagte ich ihn anzureden:

aber da ich jedesmal ohne Antwort blieb, so schloß ich endlich, ermüdet durch das lange Hinausstarren in die Dunkelheit, meine Augen und verfiel bald, Dank meiner Jugend, in einen tiefen und gesunden Schlaf.

Zwölftes Capitel.

Ein Abschied für ewig.

Ich mochte vier oder fünf Stunden geschlafen haben und selbst der mehrmalige Pferdewechsel war von mir unbemerkt geblieben, als endlich die Kühle des Morgens, die zu den geöffneten Wagenfenstern hereinströmte, mich erweckte. Mein Oheim saß noch immer steif aufrecht und seine weiße Binde sah noch so frisch aus wie gestern. Er hatte das Fenster herabgelassen und unterhielt sich mit dem Kutscher, der mit dem Peitschenstiel auf ein mäßig großes Landhaus deutete, welches, kaum einen Büchsenschuß von uns entfernt, aus dichtem Gebüsch gastlich hervorleuchtete. Die Morgensonne, die eben heraufstieg und deren segnende Strahlen ich hier zum erstenmale trank, spiegelte sich auf den hellen Fenstern. Je näher wir dem

Hause kamen, je traulicher sah es aus und eine köstliche Ahnung beschlich mich, ob dies vielleicht eins von den Landhäusern des Herrn von Eberstein sei und diese ganze nächtliche Reise wäre nur eine Ueberraschung, die mein gütiger Freund mir bereitete; er hatte die Sehnsucht verstanden, die ich nach ihm empfand, und vergönnte mir einen schönen, glücklichen Frühling in seiner Nähe zu verleben.

Aber freilich wozu dann diese Eile? Und was sollte dann mein Oheim dabei?

Und doch, mein Herz täuschte mich nicht, es war wirklich ein Landhaus des Herrn von Eberstein und dort, hinter jenen von der Sonne vergoldeten Fenstern stand der alte freundliche Herr und sah den Wagen heranrollen, der ihm seine kleine Freundin, seine ‚kleine Dame' brachte! Jener Diener dort am Eingang des Parks, trägt er nicht die Livree meines verehrten Gönners? Sitzt dieselbe Livree nicht auf dem Wagenbock, wenn auch halb unkenntlich gemacht durch den langen faltigen Regenmantel? Jetzt sieht der Diener her — o wahrhaftig, es ist der ehemalige kleine Lakei mit der stumpfen Nase und den langen Westenschößen, der mir als Kind so viel Spaß machte. Wie er gewachsen ist seitdem und wie ehrbar er aussieht!

Wart', ich will ihm doch gleich mit dem Schnupftuch wehen, damit er merkt, ich kenne ihn noch — —

Aber warum wendet er sich ab? Warum geht er kopfschüttelnd, gesenkten Hauptes nach dem Schloße zurück? Und hat auch gar nicht mehr das kecke Ansehen, wie sonst, im Gegentheil, er ist ein alter verdrießlicher, trübäugiger Mann geworden?!

Furcht und Hoffnung, Freude und Grauen kämpften in meiner Brust, so jäh abwechselnd und mit solcher Heftigkeit, daß ich kaum im Stande war, mich aufrecht auf meinem Sitze zu erhalten. Jetzt hielt der Wagen, jetzt liefen die Diener durch einander, den fremden Ankömmlingen heraus zu helfen. Aber ihre Mienen sind ernst und schweigsam und wie ich am Hause in die Höhe sehe, o mein Gott, da stehen zwei Fenster offen, aus den leeren dunklen Oeffnungen, die keine Sonne vergoldet, wehen die Vorhänge flatternd im Morgenwinde — und mit Blitzesschnelle wußte ich jetzt, was das zu bedeuten hatte! Es war einmal ‚eine Leiche' gewesen in unserer Nachbarschaft und da hatten die Vorhänge ebenso zum Fenster hinausgeflattert und hatten geschwankt im Winde, wie ein zerrissenes Segel oder wie der Wimpel eines untergehenden Schiffes. . . . .

An der Treppe trat uns der alte Christian

entgegen. Wäre ihm nicht die sanfte milde Stimme, das Echo seines Herrn, geblieben, ich hätte ihn nicht erkannt, so verweint sah er aus und so zusammengefallen. Er machte meinem Oheim eine kurze ehrerbietige Verbeugung, schloß mich in die Arme, bedeckte mich mit seinen Thränen und führte mich in das verhängnißvolle Zimmer.

Da lag er, der alte treue Freund, der Mann, dem ich so gar nichts war und der mich so väterlich geliebt — o jetzt erst erkannte ich, wie geliebt!!

Die Leiche lag auf einem weißen Paradebett ausgestreckt; bis auf die geschlossenen Augen sah er sanft und freundlich aus wie immer. Es war der erste Todte, den ich so in der Nähe sah, aber dennoch empfand ich kein Grausen. Im Gegentheil, es schien mir ein beneidenswerthes Loos, so da zu liegen und auszuruhen von den Mühen des Lebens —

Auf dem Fußende seines Bettes stand das Bild mit dem Trauerflor; es hatte wohl den letzten Blick des Sterbenden empfangen. Doch war der Flor jetzt davon entfernt; indem ich halb gedankenlos mein Auge darüber hingleiten ließ, fuhr ich erschrocken zurück — mir war, als hätte ich in den Spiegel gesehen . . . . .

„Er hat sehr auf seine ‚kleine Dame‘ gewartet,

der gute gnädige Herr," sagte Christian, der leise hinter mich getreten war, „und es ist ihm recht schwer geworden, zu sterben, ohne Dich noch einmal gesehen zu haben, mein armes Kind. Aber glaub' nur: er ist in Liebe gestorben und wenn er Diesem" (auf das Bild deutend) „im Jenseit begegnet und selbst auch der Florine, o glaube mir, er wird ihnen nicht mehr zürnen . . . . ."

Mein Oheim gab durch ein rohes widriges Räuspern zu erkennen, daß er uns ebenfalls gefolgt war und daß er dies Gespräch beendigt zu sehen wünschte. Christian, bescheiden und dienstfertig wie immer, verstand sogleich den Wink und führte ihn in ein benachbartes Zimmer, wo der Prediger des Gutes, der Arzt des Verstorbenen und andere ernsthaft aussehende Männer versammelt waren. Ich selbst wurde in ein entlegeneres Zimmer geführt und dort mit den für mich passenden Erquickungen versehen. Doch reichte der zufällige Blick, den ich meinem Oheim nachsandte, noch gerade hin, um in dem Zimmer, das sich hinter ihm schloß, eine Menge von Papieren und Actenstößen aufgehäuft zu sehen, zwischen welchen geöffnete Portefeuilles, Geldrollen und andere werthvolle Gegenstände zerstreut lagen.

Zwei Tage blieben wir auf dem Gute des

Verstorbenen. Ich brachte die meiste Zeit bei der Leiche zu oder im Garten, dessen schöne, weit ausgedehnte Partien mir ein bisher ungekanntes Vergnügen darboten. Meinen Oheim bekam ich während der ganzen Zeit wenig oder gar nicht zu sehen, und wenn es ja geschah, so war es in Gesellschaft eines kleinen, verschrumpften, aber gewaltig schlau aussehenden Herrn, welcher Herr Justizrath genannt und von Allen im Schloße mit großer Aufmerksamkeit behandelt ward; auch im Hause meines Oheims entsann ich mich ihm schon früher einige Male begegnet zu sein. Ich sah wie sie in großer Vertraulichkeit lange Listen und Rechnungen mit einander durchgingen, Papiere austauschten, Documente untersiegelten und andere geschäftliche Verrichtungen vornahmen, die mich natürlich, als ein junges Mädchen, sehr wenig interessirten.

Dreizehntes Capitel.

Die Rückkehr.

Endlich am dritten Morgen, nachdem in aller Frühe das Begräbniß meines Wohlthäters stattgefunden, traten mein Oheim und ich unsere Rückreise

an. Der alte treue Christian hatte zu seinem unsäglichen Schmerz beim Begräbniß nicht mit erscheinen können, und auch ich mußte ohne Abschied von ihm reisen: die langen angestrengten Nachtwachen, die er am Sterbebett seines Herrn gethan, hatten seine Kräfte erschöpft, er lag krank im Bett und mußte sich begnügen, durch den Justizrath seine Wünsche und Segnungen an mich gelangen zu lassen.

Die Rückreise, wiederum in einem Wagen des verstorbenen Herrn von Eberstein, ging ebenso rasch vor sich und ebenso ereignißlos, wie die Hinreise; bei guter Zeit waren wir zu Hause, wo ich es denn mein Erstes sein ließ, die alte Dörte und die beiden Vettern aufzusuchen, um ihnen den Verlust, den ich erlitten, mitzutheilen. Die alte Dörte geberdete sich wie eine Wahnsinnige; trotz meines Abmahnens stürmte sie zu meinem Oheim ins Zimmer und hatte da eine Scene mit ihm, über deren näheren Hergang ich zwar nichts erfuhr, bei der sie jedoch, nach allen Anzeichen zu schließen, ihr ‚Schlachtschwert‘ wieder einmal mit großer Energie geschwungen hatte.

Hermann nahm an meinem unerwarteten Verlust den innigsten Antheil und nur das ärgerte mich in meinem halbkindischen Schmerz, daß er mir vorhielt, wie gut es Herr von Eberstein vor Hundert-

tausenden seiner Mitmenschen gehabt, reich, verehrt von Allen, die ihn kannten, und gesund und rüstig bis zu seinem hohen Alter; es gäbe wohl Andere, die meiner Theilnahme näher ständen und würde ich daher sehr Unrecht thun, mich um diesen Mann, der mir doch im Grunde immer fremd geblieben, einer leidenschaftlichen und maßlosen Betrübniß zu ergeben.

In der Stille konnte ich ihm allerdings nicht ganz Unrecht geben, nur die kalte klare Ruhe, mit der es aussprach, ärgerte mich.

„Es ist und bleibt doch," dachte ich, indem ich allein auf meinem Lieblingsplätzchen unter dem Birnbaum zurückblieb, „eine nüchterne Seele und bei aller Gutmüthigkeit wird er mich doch nie verstehen lernen."

In diesem Augenblick kam Emil dazu; ich merkte wohl, daß er einige Zeit schon von Weitem gelauscht hatte, wie er das seit einiger Zeit zu thun liebte. Doch hatte ich kein Arges dabei, indem ich es für eine seiner gewöhnlichen Neckereien hielt, die sich niemals durch besondere Feinheit auszeichneten.

Auch Emil brachte das Gespräch sogleich auf den Todesfall, der mich betroffen, aber in einer Weise, die mich tief verletzte. Denn anstatt an meinem Schmerz Antheil zu nehmen, neckte er mich mit meiner Betrübniß und behauptete, ich stellte mich nur so und

im Grunde wäre ich ganz froh, daß der alte Herr (wie sein garstiger Ausdruck lautete) ‚um die Ecke.‘

Vergebens berief ich mich auf meine Thränen sowie auf die vieljährige Bekanntschaft, die mich dem alten Herrn verbunden und die zahlreichen Beweise von Theilnahme, Wohlwollen und Güte, welche er mir im Lauf dieser Jahre gegeben. Emil blieb dabei, daß das Alles bloße Verstellung und da ich fortfuhr, mit Heftigkeit zu widersprechen, so beugte er sich endlich zu mir herüber nnd mit seinem schadenfrohesten Lächeln, indem er seine Lippen dicht an mein Ohr legte:

„Nun denn,“ flüsterte er, „willst Du mir wirklich einbilden, Du kleiner Grasaffe, Du hättest Dich nicht seit Längerem darauf gespitzt, Erbin des verstorbenen Herrn von Eberstein zu werden?“

So wenig lächerlich mir zu Muthe war, so mußte ich bei diesem tollen Einfall doch laut auflachen.

„Nun wahrhaftig,“ sagte ich, „da weißt Du mehr als ich, guter Emil.“

„Ja, das weiß ich auch,“ versetzte er mit boshafter Gelassenheit, „ich weiß zum Beispiel auch, wer ein gewisser Herr Adolph gewesen ist und eine sichere Madame Florine . . . . .“

Ich sprang entrüstet empor.

„Was weißt Du," rief ich, „von Florine, Du böser Horcher? Und wie kommt der Name in Deinen Mund?"

„Nun, nun," entgegnete er hämisch, „wozu hätte der Mensch denn seine Ohren? Und was meinen Mund anbetrifft, so glaube mir, Grasaffe, daß es ein ganz hübscher Mund ist und daß sich noch ganz andere Mädchen danach umsehen als Du thörichtes Backfischchen —"

„Aber ich will wissen," rief ich, „was Du von Florinen weißt, und nie wieder spreche ich ein Wort mit Dir, wenn Du nicht gleich auf der Stelle Alles bekennst, was Du in Deinem schwarzen Herzen über sie versteckt hältst?"

„Ein furchtbarer Schwur," sagte er spöttisch. „Nun, da muß ich freilich meiner schönen Cousine den Willen thun, es könnte ja sonst ein Unglück geben. — Was ich von Florinen weiß? Dies weiß ich," indem er sich so dicht zu mir beugte, daß sein Athem mich streifte, „daß Herr Adolph der Sohn des alten Eberstein, ein junger, schöner, verschwenderischer Taugenichts, daß meine Tante Florine, Gott segne ihr leichtes Blut! eine abenteurende Schöne war und daß Du des alten Eberstein Enkelin bist, Du — kleine Comödiantendirne . . ."

Zwei Tage darauf stellte sich der ehemalige kleine Lakei bei uns ein. Er sah noch trauriger aus und ließ den Kopf noch tiefer hängen als einige Tage zuvor. Und er wußte weshalb: der alte Christian, seit dreißig Jahren das Haupt der Eberstein'schen Dienerschaft, war nach kurzem, schmerzlichem Todeskampf seinem Herrn gefolgt . . .

Ende des ersten Bandes.

Prag 1856. Druck von Kath. Gerzabek.

Prutz, Robert Eduard

Helene Ein Frauenleben. Roman in 3 Bnden

Bd.: 1

Prag & Lpzg (1856)